P. o. germ
534
sb

P.O.germ.
534 sb

J Hänle

E

<36619761970018 S

<36619761970018

Bayer. Staatsbibliothek

Der

moderne Liebeshof.

Skizzen und Novelletten

von

S. Hänle.

Bamberg.
Literarisch artistisches Institut.
1839.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die minne überwindet alle ding.
„Du liugest“ sprach der pfenning.
Alter Reimspruch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhalt.

	Seite.
Die Rache verschmähter Liebe. Nachtstück	1
Eine Vision. Zwei Tableaux	28
Der Branntweintrinker. Skizze nach dem Leben gezeichnet.	36
Spekulation und Liebe. Humoristisches Zeitbild	41
Poesie und Philisterthum. Novellette	67
Das Diadem. Novellette à la française	92
Moderne Paradoxen. Novellette	103
Der Hochzeitsbitter. Nachtstück	143

Die Rache verschmähter Liebe.

Ein Nachtstück.

I.

Nur euern Spott verdient der Thor —
Schiller.

Die Verlobungsfeierlichkeit war geendet, die Glückwünsche waren abgestattet, und der überselige Leopold saß an der Seite seiner holden Braut. Seine freudestrahlenden Augen ruhten auf dem reizenden Ovale ihres Gesichtes, und seine Hand umschloß mit sanftem Drucke die ihrige. Sie aber saß schweigend da, die Blicke zur Erde geheftet, und die Liebesbezeugungen ihres Bräutigams mehr duldend als erwiedernd. Nicht spielt um ihren Mund jenes Lächeln, welches, das Kind eines freudevollen Herzens, die endliche Erfüllung längst gehegter Wünsche ausdrückt, und diese Thräne, die wie ein Thautropfe an dem Veilchen ihres Auges hängt,

stammt nicht aus dem Bereiche überschwenglicher Lust, sondern trüber Wehmuth.

Verzeihe mir, sprach sie jetzt, das sanfte Auge zu ihrem Bräutigam aufschlagend, daß ich deine Liebe nicht mit dem nämlichen freudigen Gefühle erwiedern kann; du weißt es, Leopold, daß ich dich hochachte, schätze und stets als treue Gattin ehren werde; aber vergönne mir, diese letzten Thränen auf den Altar einer düsteren Erinnerung niederzulegen, die als dunkle, unheildeutende Ahnung mich noch in die Tage meines künftigen Standes hinübergeleitet. Meine Thränen fließen dem Andenken eines unglücklichen Jünglings, der sein Schicksal durch unbesiegbare Liebe an das meine kettete, der mich mit der feurigen Phantasie eines Dichters, mit der höchsten Gluth eines überströmenden Herzens liebte, ja ich möchte sagen, wie eine Göttin anbetete.

Leopold lächelte, als er seine Braut in so begeisterte Ausrufungen sich ergießen hörte, und sprach: Die Schwärmereien deines Vetters, liebe Julie, scheinen dich ein klein wenig angesteckt zu haben, da du seine überspannten Gefühle so entschuldigend aufnimmst, ja sogar poetisch ausmalst. —

Schwärmer, entgegnete Julie, mag Ferdinand wohl seyn, aber die enthusiastischen Ausbrüche seiner Schwärmereien thun meiner Seele oft recht wohl, mein Leopold, wenn sie so ganz von dem steifen, kalten Treiben der Alles berechnenden und vor jedem herzlich wahren Wort zurückfliehenden Modekinder übersättigt ist, — und weil du mich ja doch beschuldigst, sprach sie lächelnd weiter, daß ich in poetischen Bildern, einer Orientalin gleich, mich über ihn aussprach, so möchte ich sie mit dem stärkenden Borne des Gesundheitswassers vergleichen, im Gegensatze zu dem schalen, erwärmten Wasser des Niederländers.

Ei, meine Theure, womit willst du denn seine Gestalt vergleichen, die ihn ja schon von jedem Anspruche auf Liebe ausschließt? Ueberspannt, ja überspannt nannte ich vorhin deinen Vetter, weil er, nie durch deine Gunst beglückt, von der Natur selbst durch seine Häßlichkeit aus der Reihe der Liebenden verbannt, — nun schon so viele Jahre diese furchtbare Leidenschaft zu dir in sich nährt, welche die Blüthe seines Geistes abgestreift und die Kraft seines Körpers gemordet hat.

Du magst Recht haben, sagte Julie. Aber spricht nicht gerade diese Liebe für meine Behauptung, zeigt sie nicht einen edlen, festen Sinn an, da sie, absehend von allem Irdischen, nur an dem Ideale seiner Einbildungskraft hängt? und sollte ich nicht sein trauriges Loos beweinen, die ich doch die unschuldige Ursache davon bin?

Du steigst tief hinab, liebe Braut, zu den Grundfesten seiner Seele, aber nimm dich in Acht, daß eigene Tugend dich nicht verleite, sie auch dort finden zu wollen, wo vielleicht nur Eitelkeit, Eigensinn, vermischt mit den Flammen einer glühenden Phantasie, diese seltsame Neigung zu Tage gefördert hat.

Wie meinst du dies?

Ich kenne deinen Vetter nur seit kurzer Zeit, aber ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieses Extrem, und Extrem muß er ja vermöge seiner ganzen innern und äußern Bildung seyn — Doch sind das Gespräche für einen Verlobungstag? Wahrlich, ich könnte ihm gram seyn, daß er uns eine so schöne Stunde unseres Beisammenseyns geraubt hat.

Hätte er mir doch beinahe mein Herz geraubt, fiel Julie hier mit wehmüthigem Ernste ein, denn glaube mir, mein Freund, nicht immer ließen mich seine Liebesklagen ungerührt, und hie und da verstanden sie es, die Gefühle der Gegenliebe in mir zu erregen; aber

Alles vereinigte sich, mir eine Verbindung mit ihm unmöglich zu machen, und ich erstickte vorsichtig das aufglimmende Flämmchen, um sein Unglück durch meine Schuld nicht zu vergrößern; bald darauf lernte ich dich kennen, der Vater wünschte unsere Verbindung, und — setzte sie züchtig erröthend hinzu — ich gehorchte ihm gerne.

O herrliches Mädchen, rief Leopold, und schlang seine Arme um die theure Braut.

Da sprang die Thüre auf, und einem Verzweifelten gleich stürzte Ferdinand herein. Unordentlich zerwühlt flatterte das Haar um seine Stirne, krampfhaft fest war die Oberlippe über die andere geklemmt, und der wilde Schmerz, der sich in seinen Zügen malte, durchzog mit häßlicheren Furchen das häßliche Antlitz.

Sprachlos starrte er auf die Gruppe.

Julie entwand sich erschrocken den Armen ihres Bräutigams. Endlich stammelte er in gebrochenen Lauten hervor:

Braut, also wirklich Braut — Braut eines Andern? — Julie, fuhr er nach langer Pause mit bebender Stimme fort, während jene bleich und zitternd sich hinter ihren Bräutigam geflüchtet hatte — ich habe dich geliebt, wie keiner es vermag, habe deine kleinsten Wünsche zu erfüllen gesucht, für meine Liebe — Spott, für meine Dienste Verachtung eingeerntet. Braut — — widerrufe das Wort, ich kann's nicht ertragen, dich in den Armen eines Andern zu sehen.

Aber, Ferdinand, so mäßigen Sie Sich doch, flehte sie mit mühsam errungener Fassung.

Mich mäßigen, rief dieser, soll ich den Sturm der Leidenschaften, dem ich Jahre lang den Damm meiner Gesundheit und geistigen Kräfte entgegensetzte, daß sie vernichtet liegen vor der Allgewalt meiner Liebe, mäßigen, auch jetzt noch?

Nein, ich will reden, und ausschütten den Gram,

der wie ein zersetztes Gift in meinem Busen wüthet. Ich habe dir nie gesagt, daß ich dich liebe, aber ich habe dir's tausendmal bewiesen; du hast mir nie gesagt, daß du mich hassest, aber du hast es mich tausendmal fühlen lassen; du sahst, wie mein Frohsinn und meine Ruhe dir zum Opfer fielen, aber ich bemerkte nie eine Thräne des Mitleids an dir; oft, wenn ich dastand und sehen mußte, wie du durch deine Huld die Niedrigsten beglücktest, wenn dein seelenvoller Gesang, dessen milder Zauberton die Außenwelt und die fürchterliche Hülle da mich auf Minuten vergessen ließ, und der Gegenliebe wonneseliges, nie empfundenes Entzücken mir zeigte, plötzlich bei meinem Eintreten verstummte, und wenn dann ein jäher Schmerzstrahl den Qualgedanken des Seyns und des gräßlichen Soseyns zurück in meine Seele schleuderte: da tröstete mich oft der Gedanke, die Zeit könne Vieles ändern, und die Trügerin Hoffnung baute in meiner Phantasie eine Brücke, die, auf die Grundfesten der Achtung und Freundschaft gestützt, zu dem Strahlenthore deiner Liebe führen sollte; aber die Zeit hat nichts geändert, nichts mir gebracht, als Trostlosigkeit und Verzweiflung. — — O zürne mir nur jetzt nicht, gib mir nur ein freundliches Wort des Scheidens, laß mich nicht das Aeußerste erfahren; denn bei Gott, dir zu Lieb könnte ich die Hölle umarmen.

Leopold, auf dessen Gesichte schon längst Unmuth und Ungeduld deutlich geschrieben standen, konnte nicht länger den Ausbruch seines Zornes zurückhalten.

In der That, fuhr er Ferdinand an, ich weiß nicht, welches Recht Sie haben, meiner Braut Vorwürfe zu machen; wie Sie selbst sagen, hat sie stets Ihre zudringlichen Werbungen verschmäht, Ihnen nie ein Recht gegeben, Ihre lächerlichen Ansprüche auf sie geltend zu machen.

Ferdinand lachte fürchterlich auf, sein ganzes Wesen schien gewaltsam zerrissen zu werden, seine Worte fielen tonlos aus dem Munde. Die Hand ballte sich mächtig gegen die Stirne, als ob er mit sich selbst hadre, und die Augen starrten anklagend zum Himmel empor.

Endlich kehrte ihm die Sprache wieder, um ihm Worte zu einem gräßlichen Fluche zu leihen. Tugend und Wissenschaft, rief er wüthend aus, ihr habt mir nichts genützt, ihr konntet nicht die Fratze meines Gesichtes verschönen, ihr seyd darum armselige Stümper, die ich höhnend von mir werfe, wie ihr mich; einem andern Gestirne will ich folgen, der rächenden Vergeltung; morden will ich dich, du Räuber meines Glückes, mit dem Giftstahl der Rache; besitzen dich, du reizendes Weib, in der Schande ehebrecherischer Umarmung; denn die Natur hat mich verworfen, die Menschen haben mich ausgestoßen, und mir bleibt nichts, als der süße Balsam der Vergeltung. In Euch will ich mich rächen an der ganzen Menschheit.

Verzweifelnd stürzte er fort. Julie lag ohnmächtig in den Armen ihres Bräutigams.

II.

Der Wahn ist kurz,
Die Reu ist lang.
Schiller.

In dem Hause des Großhändlers Strahlen war heute ein geschäftiges Leben. Diener und Dienerinnen liefen in festlichen Gewändern die Treppen auf und nieder, in den Sälen prangte das selten zur Schau gestellte Prunkgeräthe, und Küche und Keller spendeten ihre köstlichsten Gaben; man feierte heute Juliens Vermählung mit Leopold.

Jubelnde Gäste umkränzten die Tafel, die nur zwei Traurige zählte, sie, die hochbeneidete Braut, und ihn, den unglücklichen Ferdinand.

Auf Beider Gesichte lagen die Spuren einer durchwachten Nacht, denn Beide hatte der wandelnde Mond im einsamen Zimmer am Tagebuch sitzen gesehen.

So löse dich denn, schrieb Julie, du keuscher Gürtel der Jungfräulichkeit; löset euch, ihr Blüthen, von Hymens mächtigem Strahle zur Reife geweckt; lebet wohl, ihr trauten Mädchenjahre, ihr goldenen Phantasieen, die ihr mit holden Farben der Freude das Bild meiner Zukunft maltet; die Jahre sind verschwunden, die Träume sind verflogen, und ich umarme die rauhe Wirklichkeit. Doch warum bebe ich so zurück vor der Stunde, die mich mit einem so liebenswürdigen Manne verbindet? was zittere ich vor dem Ja, das mich für immer als Gattin an seine Seite fesselt? — Julie, liebst du ihn denn nicht? liebst du einen Andern, und gestehst dir es selbst nicht, oder umfloren nur düstere Ahnungen deine Seele? — Nein! wie die Geliebte des Geliebten mit heißer Sehnsucht harrt, so harre ich deiner nicht, Leopold. O Ferdinand, Ferdinand! — warum hast du mich nicht verstanden? — Jetzt, wo der nächste Morgen meine, ich fürchte, unglückliche Wahl besiegeln soll, tritst du noch einmal vor meine Seele, beklagenswerther Jüngling, begeisterter Freund der Tugend, du mein schmerzgeläuterter treuer Anbeter, — die Verblendung schwindet, die da Unmöglichkeit wähnte, wo ich jetzt nur feigherzige Flucht vor dem Kampfe mit Eitelkeit, Sinnlichkeit und Vorurtheil bemerke, kluge Vorsicht da sah, wo ich jetzt nur Stolz und Härte finden kann. Wird nun aber auch die Pflicht, diese Stifterin meiner Ehe, sie treu beschützend immerdar geleiten? Ich fürchte, nein — und wehe uns, wenn der Engel

der häuslichen Treue mein Haus verläßt, und schnöde, modische Duldung unser Bündniß lockert. Leopold ist kein Ferdinand, seine Ansichten sind kalt, und seine — wenn man so sagen darf — begeisterten Reden für die Freuden der Häuslichkeit Zahlen in dem klugen Kettensatze, wodurch er mich und mein Vermögen zu errechnen wußte. — Aber du schwärmst, Julie, und urtheilst strenger über ihn, als damals, wo du dich ihm verlobtest? Hat deine Zuneigung zu ihm, die sich doch mehren sollte, vielleicht sich gemindert? — und wiederum fürchte ich, ja; doch schon begehe ich selbst einen Fehltritt an der ehelichen Treue, daß ich mir solche Geständnisse entlocke. Mein Loos ist gezogen, mein Schicksal bestimmt, ich habe es mir selbst gewählt, und so muß ich es tragen; sey es der schwerlastende Schmerz des Unglücks, sey es die süße, leichte Bürde glücklicher Häuslichkeit. Mein Gatte harret meiner, die Stunde meiner Trauung wird bald schlagen, lebet, lebet nochmals wohl, ihr glücklichen Jugendjahre!

Auch Ferdinand saß am Schreibtische, aber er schrieb nicht. Er brütete still in sich hinein, seine Gedanken fanden keine Worte, aber sie spritzten Gift in seine Seele. Noch kannte er nicht die Höllenschmerzen, die jetzt zum ersten Male in seinem Busen aufstiegen und sich zum fürchterlichen Kampfe stellten gegen die beruhigende Stimme der Tugend; noch kannte er die Dämonen der Rache nicht, die, wenn man sie in dem Blute der Vergeltung zu ersticken glaubt, nur von Außen gesättigt mit der Geißel der Reue das Herz ihres Beschwörers peitschen. Aber er hatte sie aufgerufen und sie waren erschienen; sie hatten ihm den Weg vorgezeichnet, den er nun gehen sollte, ihm Tugend und Menschenliebe in dem falschen Spiegel der Gegenwart

als Chimäre gezeigt, und — Dank sey es den Schlangenworten der Hölle! — ihn glücklich überredet. Er fand Wollust darin, groß im Laster zu werden, wie er es in der Tugend gewesen war.

Ein Extrem sey ich, hast du mir oft gesagt, o Julie! nun denn, so will ich eines werden, ein Extrem der Bosheit.

Und so warf er sich in das Getümmel des Tages.

Weit ruhiger, als Julie es gedacht, ja sogar heiter hatte er sich, am Ende der Tafel zwischen fremden Gästen sitzend, benommen. Sie gewahrte dies mit Vergnügen, wenn ihre Blicke unbemerkt zu ihm hinunter schielten und er, starr den Teller betrachtend, still in sich hinträumte; nur hie und da spielte ein höhnisches Lächeln um seine Lippen. Ein tückischer Blick, den sie früher nie an ihm gewahrt hatte, blitzte manchmal unheimlich zu ihr herauf.

Düsterer umfingen sie die Ahnungen ihres Verlobungstages.

Jetzt stand ihr Vater auf, faßte das schäumende Champagnerglas, und indem er sich zu seinem Eidame und seiner Tochter wandte, brachte er jubelnd ihre Gesundheit aus.

Die Gäste umringten glückwünschend das junge Paar, um mit ihm anzustoßen.

Auch Ferdinand kam. Julie bebte schüchtern zurück. Den Neuvermählten Lebehoch! rief er im bittersten Tone des Spottes, und stieß klirrend sein Glas an die andern.

Erschrocken ließ Julie das ihre fallen. Es zerbrach.

Ein böses Omen! höhnte er, und setzte sich an seinen alten Platz.

Wie ein stiller Zauber hatten seine Worte die Fröhlichkeit von der Tafel verbannt, besonders da man bemerkte, daß sie selbst auf Leopold und Julien einigen Eindruck zurückgelassen hatten.

Die frühere heitere Stimmung wollte nicht mehr so ganz zurückkehren; man trennte sich bald.

Leopold stand an der Schwelle seines Glückes.

III.

Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
Schiller.

Lange schon stand der Sonne leuchtendes Gestirn an dem Himmelsbogen, als Leopold sich dem Lager entwand. Er drückte einen langen heißen Kuß auf die Lippen der noch schlafenden Gattin, und in ihren Anblick versunken, beugte er sich über ihr ruhiges Antlitz nieder. Aus seinen Augen blitzte eine unheimliche Flamme, die zu prahlen schien: alle diese Reize sind mein; seine Hand fuhr unwillkührlich über seine Stirne hinweg, als ob er einen unangenehmen Eindruck aus seiner Seele verwischen wollte. Er versank in ein tiefes Hinbrüten. Dieser Ferdinand — meine Gattin — und mein Traum — welche seltsame unheildeutende Verflechtung! Bei Gott! mir ahnt keine heitere Zukunft; denn zu schwärmerisch sind Juliens Ansichten vom Familienleben, zu wenig den Anforderungen unserer Zeit und des gesellschaftlichen Lebens entsprechend!

Eben war Julie erwacht und blickte staunend und besorgt in die ernsten Züge ihres Gatten; obgleich sie von ähnlicher, wenn auch aus andrem Grunde entsprungener Traurigkeit gedrückt war, so suchte doch ihr fein-weiblicher Sinn den Ernst des Gemahls mit leichtem Scherze hinweg zu tändeln, um nicht den Erstlingstag ihres Bündnisses mit düsterer Schwermuth zu begehen.

Ei, schon so früh wach, mein nunmehriger Herr und Gebieter? lächelte sie ihn an. Du blickst ja gar ernst in den Morgen unseres Ehestandes hinein, und manches Wölkchen zieht gewitterschwanger auf deiner Stirne daher, um vielleicht eine Fülle trüber Hirngespinnste an so heiterem Tage zu entladen; komm, erzähle sie deiner treuen Hausfrau und überlaß ihr zum ersten Male die Pflicht, diese Fältchen zu glätten, und die klare wolkenlose Stirne wieder heraufzubeschwören.

Leopold lächelte, doch nicht mit dem fröhlichen Antlitze eines Heitern.

Ernster werdend sprach Julie dagegen: du bist ja wirklich ganz verstimmt, sollte vielleicht ein schlimmer Traum dich geneckt haben?

Ja wohl, ein schlimmer Traum, sprach Leopold düster vor sich hin.

Erzähle mir ihn, bat Julie mit gezwungenem Lächeln, das nicht ganz die wahre Stimmung ihres Herzens verheimlichen konnte.

Nein, mein theures Weibchen, das kann, das werde ich nicht.

Wie? ist mein Herr Gemahl etwa ein Geisterseher? scherzte sie, nun so bin ich eine gläubige Anhängerin, die erst durch einige majestätische Worte und hohle Phrasen in Schrecken gejagt werden muß, damit sie ja recht ehrfurchtsvoll seinen Orakelsprüchen lausche. Aber laß dich doch nicht so lange bitten, sprach sie schmeichelnd weiter, ein böses Omen, wenn der Mann schon am Hochzeitsmorgen seine Autorität zeigen will.

Nun so höre, erwiederte Leopold. Ueberselig war ich dir zur Seite eingeschlummert; die Genien der Freude und der leichten Lust umgaukelten meine Sinne und führten meinem Schlummer mancherlei Wonnebilder vorüber. So sah ich dich in einem schönen Thale unter

einer weithin schattigen Palme ruhen, umfangen von meinen Armen, liebliche Kinder tanzten um uns und flochten Kränze, die sie um unsere Stirnen schlangen. Da wand sich aus meinem Busen eine Natter, erschreckt wollte ich entfliehen und dich mit mir fortreißen, sie aber umstrickte meine Arme, und unterwühlte die Palme, daß sie niederstürzte und dich in ihrem Sturze begrub. Entsetzt blickte ich aufwärts und sah den höhnischen Ferdinand vor mir stehen, der mir dein bluttriefendes Antlitz zeigte. Ein lockend schönes Weib aber ruhte an der Stelle der Schlange.

Auch Julien verdüsterte die Erzählung des Traumes das unglückahnende Gemüth. Ihre Seele ergriff der Gedanke der Untreue, und der Schmerz einer verwaisten, treulos verlassenen Gattin trat mit grellen Farben vor ihre Phantasie. Heftig warf sie sich in die Arme ihres Gatten und bat ihn unter Thränen, ihr nochmals feierlich zu schwören, daß er immerdar ihr treu bleiben wolle, als liebender Gatte und besorgter Hausvater.

Ich schwöre es, gelobte der erschrockene Leopold in der Umarmung seiner bewegten Gemahlin.

IV.

Du hast aus meinem Frieden mich heraus
Geschreckt; in gährend Drachengift hast du
Die Milch der frommen Denkart mir verwandelt.
Schiller.

In seinem Schlafkabinete saß R.....s geschicktester Anwalt, Ferdinand. Eben hatte er die Kunde von Strahlens Tode vernommen; den Kopf auf beide Arme gestützt, schaute er nachdenkend in die Ferne.

Unweit von ihm, auf einem modernen Sopha, arbeitete eine reizende Brunette und lächelte still vor sich hin,

wenn heftiges Muskelspiel Ferdinands unschönes Gesicht noch mehr entstellte.

Endlich sprang er auf, maß mit raschen Schritten das Zimmer und rief heftig und laut: so sey es.

Da gewahrte er Bella, und vertraut sich neben ihr niederlassend begann er:

Bella! du hast mich oft um die Ursache meines Kummers gefragt, wenn ich Sunden lang wie ein Verzweifelter im Zimmer auf und nieder rannte. Ich habe es verlernt, einem Menschen Vertrauen zu schenken, und mag es auch dir nicht, da du mich weder liebst noch mich lieben kannst. Aber mehr wie je bedarf heute mein Herz der Mittheilung, und so sollst du eine, freilich alltägliche, aber schreckliche Geschichte hören.

Ich bin der Sohn reicher Eltern und hätte vielleicht glücklich werden können, wäre ich schöner geworden. Meine geistigen Anlagen schienen die Mängel meines Körpers ersetzen zu wollen, ich zeichnete mich früh und stets unter meinen Altersgenossen aus. Natürlich, denn Spott und Verhöhnung trieb mich aus ihrer Gesellschaft, und so suchte ich mehr, als ein Jüngling sonst thut, die Einsamkeit und die Lektüre. Dadurch bildeten sich in mir schwärmerische Ansichten von Tugend und Frauenliebe. Ein Mädchen meiner Verwandtschaft, das Schönheit, Geist und Tugend in sich einte, und oft, wie ich wähnte, weniger als Andere mich und meine Tiraden verspottete, ward bald der Gegenstand meiner Liebe. Aber nicht der lauwarmen unseres heutigen Pygmäengeschlechtes, sondern der heftigen eines feurigen Jünglings, der aus der Gesellschaft verbannt, sich um so leidenschaftlicher dem Gegenstande seiner Wahl anschließt. Sie bemerkte es und zog sich immer mehr zurück; ich ward dringender, sie kälter; ich suchte sie überall, sie floh mich überall; kurz, je größer meine Leidenschaft wurde,

um so mehr wuchs ihre Abneigung gegen mich. Es war jene Zeit die unglücklichste meines Lebens. Der Gram verscheuchte jede Freude von mir, mein höchster Wunsch war zu sterben. So trieb ich es sechs Jahre. In der Hoffnung, sie durch wissenschaftlichen Werth mir einst erwerben zu können, lag ich den Studien mit allem Fleiße ob; ihr Bild verdrängte die lüsternen Gedanken, die Jünglinge meines Alters so oft in die Netze der Verführung locken. All mein Streben war umsonst. Sie heirathete einen Andern. Ich wüthete wie ein Verzweifelter; man belachte mich wie einen Wahnwitzigen. Das schnürte die Bänder meiner Brust zusammen, ich schwur einen furchtbaren Eid, mich zu rächen. Der Tugend lästige Kette, die dem Unglücklichen, vom Schicksale zum Spielballe seiner Mitmenschen Herabgeschleuderten noch Lammsgeduld und edle Versöhnung vorschreibt, zerriß ich, und Rache und Wollust waren die Standarten, denen ich nunmehr folgte. In dieser schwelgte ich, um der Höllenschmerzen zu vergessen, die noch hier und da in meinem Busen tobten; jene begeisterte mich, denn sie zeigte mir den einzigen Pfad, auf welchem ich diesen verächtlichen Menschlein — die mich von sich gescheucht, weil ich nicht geformt war, wie sie, mich verspottet hatten, weil sie mich nicht verstanden — beweisen konnte, daß auch in meinem Busen menschliche Gefühle walteten. Doch, ich entferne mich zu weit von meinem Zwecke. — Du weißt, wie ich dich gewonnen; auf einem meiner Bacchanalien. — Ich denke, du hast es gut bei mir gehabt; doch noch besser soll es mit dir werden, wenn du das seyn willst, wozu ich dich bestimmte, nämlich Werkzeug meiner Rache. Sinnlichkeit hat mich ausgestoßen, Sinnlichkeit soll meine Rächerin seyn. Bald ist die Reihe zu handeln an dir. Handle klug, und dir winkt ein goldener Lohn, mein

Vermögen; denn ich habe keine Verwandten und Freunde, das Geschäft meines Lebens heißt Vergeltung, und mit ihr, ich ahne es, werde ich untergehen.

V.

Wir machen aus diesem verdrießlichen Duette eine Lustbarkeit, und rächen uns mit Hülfe gewisser Galanterien an den Grillen der Liebe.
Schiller.

Leopold, wo gehst du hin? fragte bekümmert Julie, und nicht wahr? du kommst auf den Abend zu mir nach Hause, setzte sie, die schönen Augen flehend zu dem Gatten aufschlagend, hinzu.

Ich weiß nicht, liebes Weibchen. Geschäfte — gewiß — wenn ich kann —

Und du könntest — eine Thräne rollte dabei über ihre Wange — wenn du wolltest.

Purpurerglüht stand der Angeredete da. Das Gefühl des Bessern tauchte in seiner Seele auf; die Freuden vergangener Tage, die getrübte Heiterkeit seiner Gattin und eine größere, nur ihm bewußte Schuld lagen zentnerschwer auf seinem Gewissen, und das Verlangen arbeitete sich gewaltsam herauf aus seinem Busen, durch offene Erklärung und reuiges Bekennen den ersten Schritt der Besserung zu thun. Doch der Schwächling vermochte es nicht und seine Schamröthe hinter einer Zornrede verbergend, sagte er unwillig:

Julie, deine Eifersucht wird mir lästig. Wozu dieses Kopfhängen, diese schweigenden Klagen, welche drückender und kränkender sprechen, als die leidenschaftlichsten Vorwürfe Anderer? Du beklagst dich, von mir vernachläßigt zu werden, denn dies versteckt deine spitzige Rede von vorhin; du siehst es nicht gerne, daß ich den

Abend außer dem Hause zubringe, und bist doch an diesem Allen selbst Schuld. Störriger Eigensinn läßt dich unsere Gesellschaften, lächerliche Bizarrerie den geistreichen Ferdinand vermeiden.

Ferdinand, seufzte Julie und verbarg nicht länger die Thränen, die heftig an ihren Wangen niederströmten. Er ist der Zerstörer meines Glücks. Durch heuchlerische Rede, welche das Gift seiner Verführung mit süßen Worten und grundlosen philosophischen Aberwitzen umkleiden sollte, schlich er sich in dein Herz, mit spottender, auch die innigsten Bande verletzender vertrieb er mich daraus, lockte dich, Leopold, du weißt wohin.

Mit verzerrtem Lächeln, aus welchem schlecht versteckt Zorn, Scham und Reue hervorblickten, stand dieser da. Aber unfähig, sich zu bessern, verließ er stürmisch das Zimmer, um den drückenden Gefühlen der Reue zu entgehen.

Hastigen Schrittes rannte er durch die Straßen, gepeitscht von den Rachegöttinnen des Bewußtseyns. Sein Leichtsinn schwieg auf Minuten, um dem Gedanken an die schreckliche Lage Raum zu geben, in welcher er sich befand.

Aber er rang umsonst mit den tausend Fäden der Leidenschaft, in welchen ihn Ferdinand umstrickt hielt. Unwillkührlich stand er vor dessen Thüre. Bellas luftathmende Augen schienen ihm durch das Fenster zu winken. Ein Gefühl durchzuckte seine Brust, ein Gedanke durchblitzte seine Seele, der Gedanke des Besitzes dieses wonnigen Weibes. Und verschwunden waren die Geister der Reue, um dem einen Riesen Platz zu machen. Er stand oben.

Ferdinand kam ihm entgegen; aber den suchte er nicht.

Ich bringe dir schlimme Nachrichten, Freund, redete dieser ihn an.

Und welche?

Werner will wegen seiner Forderung klagen.

Um Gott, rief Leopold entsetzt. Es ist mir unmöglich, ihn zu befriedigen, mein Bankerutt ist unvermeidlich.

Trostlos stand er da. Sein Geist sah schaudernd in den drohenden Abgrund, der sich plötzlich vor ihm aufgethan. Schande von Außen, strafbare verzehrende Gluth im Busen, und daheim die schwer beleidigte Gattin; das waren die schrecklichen Vorstellungen, die ihn bestürmten, keinen Ausweg, kein Mittel zur Rettung blicken ließen. Wild rollten seine Augen; ohne Ferdinand weiter zu beachten, wollte er fortstürzen; dieser hielt ihn zurück.

Wohin willst du, Kleinmüthiger? Ist das der Muth und die Kraft, die dem Manne geziemt? Noch hoffe ich, dich retten zu können. Aber du mußt mich ruhig anhören, und in meinem Vorschlag nichts sehen, als den Rath eines Freundes.

Werner hat die bewußte Urkunde über seine Schuldforderung vor langer Zeit bei mir niedergelegt; er hat es vergessen, und glaubt sie verloren. Läugne ihm die Schuld weg.

Und wenn er auf einen Eid dringt?

So schwörst du.

Meineid?

Allerdings, aber du mußt unter zwei Uebeln das geringere wählen. — Doch wie du willst. — Bleibe redlich und bettle dein Brod vor den Thüren deiner Mitbürger.

Und Werner?

Wird dadurch nicht verarmen. Doch überlege es heute noch, und folge mir jetzt zur Gesellschaft.

Ferdinand sah nämlich manchmal einen Kreis sogenannter Freigeister bei sich. Ihre pikanten Gespräche,

die mit gemüthloser Frivolität alles Heilige angriffen und zerstörten, galten dem nicht tiefer blickenden Leopold für Weisheit.

Man spielte eben.

Ferdinand trat an einen der Tische, und besetzte gedankenlos Coeur Dame.

Ei, schon ein Jahr lang verheirathet, witzelte einer der Anwesenden, und baut sein Glück noch auf die Dame. Fürwahr! ein seltenes Exemplar eines Ehemannes!

Da ist mir doch meine Junggesellschaft lieber, rief ein Anderer; zudem scheint unser Leopold seine Ehehälfte heute nicht gar fröhlich verlassen zu haben.

Ein Blick auf ihn und seine verzerrten Gesichtszüge bestätigte diese Behauptung, und ein lautes Gelächter folgte ihr.

Auch ich, setzte Ferdinand hinzu, obwohl ich sechs Jahre lang mich um seine Frau gehärmt habe, möchte wahrlich nicht mit ihm tauschen. Ist denn die Ehe etwas Anderes, als eine eiserne Fessel, an welche man die Liebe schmieden möchte, und hat sich je das Götterkind Amor fesseln lassen? Oder was wäre denn Liebe anders, als durch Freundschaft verfeinerte Sinnlichkeit? — Freundschaft aber läßt sich nicht ketten, und flieht fast immer das zu enge Band des beständigen Umgangs, und die Lust stirbt schon im Genusse. Ich hingegen lebe glücklich in meiner Freiheit. Er wandte sich jetzt zu der eben genahten Bella, und ließ mit tändelndem Gekose sich neben ihr nieder. Leopold glühte und warf flammende Blicke auf sie.

Ferdinand bemerkte es nicht, oder wollte es nicht bemerken.

Die Gesellschaft ging bald aus einander.

Julie sah ihren Gatten erst am Morgen wieder.

VI.

Kehre um, Jüngling.
Jean Paul.

Es war ein schöner Herbstabend. Die Sonne senkte sich mit sanftem Glanze hinter die Bergeswand, und vergoldete mit ihren letzten Strahlen den ganzen Horizont. R.....s Umgebungen wimmelten von Spaziergängern. Auch Ferdinand war unter ihnen. Aber er hatte sich von dem frohen Treiben der Uebrigen abgesondert, um der Seele seiner Seele, seinen glühenden Rachepläne nachhängen zu können. Nur noch ein Baustein war zu dem gräßlichen Gebäude zu fügen, und es stand vollendet. Und heute sollte dies geschehen. Da hatte ihn auf seinem Spaziergange das herrliche Schauspiel der untergehenden Sonne überrascht, und an ihrem scheidenden Blicke schmolz das starre Eis seines Grimmes und Menschenhasses zu sanften Thränen der Wehmuth und Rührung. Die alten längst vergessen geglaubten Lieder von Tugend und Menschenliebe zogen auf den Lüften der Erinnerung von dem Saitenspiele seiner Jugend herüber, und seine Seele setzte sich auf die Wogen der erklingenden Weisen und steuerte zurück zu jenen traurig frohen Tagen. Sein gefühlerkalteter Busen wärmte sich an dem neu aufglühenden Fünkchen aus der Asche entschwundener Begeisterung. Vom Heiligenscheine der Unschuld umflossen, mit der Tugend unnahbarem Zauber bewaffnet, glänzte Juliens Bild durch die Nacht seiner Entschlüsse, und die Reue und die Genien der Versöhnung traten vor ihn und sprachen warnend: kehre um, und sein Herz weinte und sprach flehend: kehre um, und Ferdinand weinte mit und wollte umkehren.

Aber horch, süßes Liebesgekose tönte zu seinen Oh-

ren und ein trautes Pärchen wandelte vorbei. Er mußte seine Schwüre belauschen und seine Küsse vernehmen. Er dachte wieder an Julie. Und er dachte, wie er glücklich seyn könne, und wie er es nicht sey, wie er treuer geliebt als Viele, wie er gebettelt um die Brosamen ihrer Gunst, und gekniet vor ihr, wie vor einem Götterbilde, und wie er kalt verschmäht und mit Gespötte von dannen gejagt worden. Er lachte laut auf. Aber sein Lachen war Hohn, und seine Freude Jubel der Rache, die endlich das Ziel ihres Strebens gefunden hat.

VII.

Seligkeit zerstören, ist auch Seligkeit.
Schiller.

Und Julie? fragte Bella, von Leopolds liebeglühender Umarmung umstrickt.

Ist ein thörichtes Weib, das sich mit seiner Tugend trösten mag.

Und Ferdinand?

Soll das Scheusal einen Engel ungestraft besitzen wollen?

Aber du kennst seine Eifersucht nicht, er ist schrecklich, wenn er haßt.

Mag er, lächelte Leopold, ich fürchte ihn nicht.

Nicht? höhnte Ferdinand, der plötzlich vor dem Erschrockenen stand.

Leichenblaß entwand sich dieser den Armen Bellas, die rasch davoneilte.

Heiße Tropfen der Angst brannten auf Leopolds Stirne, und seine Augen flohen feig vor den stechenden Blicken Ferdinands, der ihn mit übereinander geschlagenen

Armen, beinahe grauenhaftem Lächeln, eiserne Ruhe, wie sonst nie im Gesichte, starr und lange betrachtete.

Endlich sprach Ferdinand.

Sieh, Verächtlicher, der du in einem Athem prahlende Worte des Muths und stöhnende Seufzer der Schwäche ausstößt, wie du zitterst! Ich komme, um einige Sachen mit dir abzumachen, die du wohl längst vergessen hast, die aber in meinem Gedächtnisse nur noch zu frisch sind.

Ich will eine Geschichte erzählen, fuhr er fort, während eiskalter Schauder, und beinahe fieberisches Zittern Leopolds Körper durchschüttelte, von einem häßlichen, aber edlen Jünglinge, der all sein Hoffen, all sein Glück auf Erden einzig auf den Erwerb eines Weibes baute, das den unabweisbaren, knechtischen Verehrer seiner Häßlichkeit wegen verwarf, und ihm einen erbärmlichen Flachkopf vorzog; doch das weißt du ja, weißt, daß den Worten der Verzweiflung und der höchsten Zerwürfniß mit Liebe und Leben, dem letzten herzzerreißenden Abschiede, den der Unglückliche in der Trostlosigkeit und Nacht seines Lebens von der Herzgeliebten nahm, der glückliche Bräutigam noch kränkende Worte des Hohnes und des unedelsten Spottes nachsandte.

Lächerlich nanntest du damals meine Ansprüche, sprach er jetzt, aus der angenommenen Kälte zum heftigsten Zorne übergehend, und die Gluthröthe seines Antlitzes stach fürchterlich ab gegen die Leichenbläße auf Leopolds Wangen, gräßlich sollen sie dir jetzt erscheinen. Schwaches Spielwerk meiner Rache! ahntest du nicht, daß Bella, eine erkaufte Dirne, nach meinem Plane deine Sinne verlockte, dein Vermögen vertändelte? konntest du nicht merken, daß jener Meineid dich in meine Hände liefern sollte? In meinem Besitze, vergiß das nicht, befinden sich die Urkunden, die dich deines Verbrechens überführen,

dich in die Hände der Gerechtigkeit liefern sollen. Oder, sprach er in langsam höhnendem Tone weiter, während Ferdinand vor Schmerz und Wuth bald die Arme gegen den Himmel warf, bald sein Antlitz in seinen Händen verbarg, oder glaubst du, daß es mir um deine Freundschaft zu thun gewesen, als ich, der auf das grausamste Beleidigte, nach deiner Trauung die erste Hand zur Versöhnung bot? Vermochtest du so leicht zu vergessen, daß du der mitleidslose Zerstörer aller meiner Hoffnungen gewesen?

Rathlos stand Leopold.

Und sieh, sagte Ferdinand nun in einem Tone angenommener Gutmüthigkeit, auch jetzt noch will ich dich retten, und dich sogar im Besitze des Weibes lassen, welches du den Tugenden und Reizen deiner vortrefflichen Gattin vorziehen konntest; aber vergiß sie ganz in Bellas Armen; denn, setzte er mit lauter, kräftig fester Stimme hinzu, Julie muß mein seyn.

Tödte mich, schrie jetzt Leopold, vor dessen Seele bei dem ihm drohenden Verluste seiner Gattin der hohe Werth derselben und die eigene ganze Nichtswürdigkeit deutlich trat, aber nimmer reiche ich die Hand zu diesem Bubenstücke.

Nicht? sprach Ferdinand, willst du sie vielleicht dadurch ehren, wenn du beschimpft, wie der niedrigste Auswürfling der Menschheit, sie mit dir in Schande und Verderben stürztest? Mein muß sie seyn, oder meine Drohung wird zur That. Wähnst du etwa, daß ich die Ruhe meines Lebens und den Frieden meines Gewissens blos darum vergeudet habe, um dich vor mir gedemüthigt zu sehen? spöttelte er.

Du hast deine Netze nur zu gut ausgespannt, stöhnte jetzt Leopold. Wohlan, es sey! aber nimmermehr wird *sie* einwilligen.

Das sey meine Sorge.

VIII.

Ich kenne nichts Schwereres, als die Schande.
Schiller.

Im ehelichen Schlafklosette saß einsam und verlassen Julie. Der bleiche Gram hatte die Rosen ihrer Wangen blässer gefärbt. Eine tiefe, düstere Schwermuth sprach aus den herzgewinnenden Zügen.

Nachdenkend das kummergebeugte Haupt auf ihren Arm gestützt, und die Augen geschlossen, als wolle sie jeden äußeren Eindruck verbannen, saß sie da.

Längst schon war die Winternacht hereingebrochen, und nur mattes Schneelicht beleuchtete das Zimmer. Julie war der Gegenwart entrückt. Ihre Gedanken hatten die Erinnerungsblätter ihrer frohen Jugend aufgeschlagen und sie mit dem Todeskreuz bezeichnet. Sie waren dahingeschwunden, um, das ahnende Herz sagte es ihr, nie wieder zurückzukehren. Vor ihr lagen manche Andenken jener Zeit, Reliquien, die ihr jene verflossenen Tage zurückrufen sollten. Ach, wie traurig hatte sich Alles für sie umgewandelt, und was war an die Stelle der stolzen Paläste ihrer Mädchenhoffnungen getreten? — Nichts, als das tröstend wehmüthige Bewußtseyn ihres Werthes. Jene reichgeschmückten Zukunftbilder waren vor der Trostlosigkeit zerrütteten Familienlebens und der schmerzlichen Ueberzeugung unverdienter Hintansetzung zusammengesunken. Sie wendete den Blick gegen den Himmel, als wolle sie fragen, welche Schuld sie mit so drückendem, sie fühlte es, nur im Tode zu lösendem Leide büßen müsse? Da haftete ihr Auge wie unwillkührlich auf einem blinkenden Dolche, dessen glänzender Stahl in dem dunkeln Zimmer grauenhafte Strahlung warf. Sie gedachte Ferdinands, dem sie

diesen Dolch einst heimlich entwendet, als er sich damit im Schmerze unerwiderter Liebe tödten wollte. Es überkam sie der Zweifel, ob ihr Betragen gegen ihn nicht zu hart und grausam gewesen? Ihre, wenn auch nur erkünstellte Gefühllosigkeit gegen den Unglücklichen hatte ihn ja trost- und hoffnungslos hinausgestoßen zu kalten, untheilnehmenden Menschen, ihm das Vertrauen auf Liebe und Freundschaft geraubt, und ihn zum moralischen Ungeheuer so gebildet, wie die Natur zum physischen. Es war ihr längst klar geworden, wie sie dadurch wohl ihre, nicht aber seine Liebe zu ersticken vermocht hatte. Denn daß sie ihn geliebt, das hatte sie sich längst gestanden; längst sich gestanden, daß nur ein schwaches Widerstreben weiblicher Eitelkeit noch zu besiegen gewesen, um den Unglücklichen, für das Leben Verlornen, zum Glücklichsten zu machen. Dies die traurigen Folgen ihrer damaligen Handlungsweise. Hätte erwiderte Liebe Ferdinand der Tugend und dem Glücke erhalten können? Das Wenn der Zukunft hemmte den Lauf ihrer Gedanken. Das volle Bewußtseyn ihres Elendes kehrte zurück. Sie fing an zu weinen.

Ein heißes, andächtiges Gebet zu Gott, ein Thränenblick gänzlicher Entsagung, und sie ging zur Ruhe. War es Vorsatz oder Versehen, der Dolch blieb auf ihrem Toilettentische liegen.

In Ferdinands Hause bereitete sich unterdessen das Gräßliche. In herzzerreißendem Kampfe mit sich selbst raste Leopold durch das prächtige Zimmer. Ferdinand hatte ihm seinen Plan auf Julie entdeckt, und ihn dann allein gelassen.

Er erkannte nun das höllische Gespinnst, womit ihn der Gegner umstrickt hatte. Scham, Reue und das entsetzliche Bewußtseyn, als ein verächtliches Werkzeug fremden Hasses die eigne, so treffliche Gattin verderben zu

müssen, ließen ihn einen schaudernden Blick in sein Inneres werfen. Er wollte beten, und eine mächtige, innere Stimme trieb ihn dazu, allein mitten im Gebete riß ihn der Gedanke, der so oft bei Ferdinand ausgesprochene: was kümmert der erhabene Weltenerschaffer sich um kleinliche Menschensorgen, wieder weg aus dem Gebete. Er wollte sich tödten, aber er fürchtete gleicher Massen ein künftiges Seyn oder Nichtseyn.

Bewußtlos sank er endlich zu Boden.

In Bellas Armen kam er zu sich. Einige buhlerische Thränen, und er ergab sich in das Unvermeidliche. —

Julie schlummerte schon geraume Zeit, von schweren Träumen in ihrem Schlafklosett umfangen. Tritte weckten sie.

Es ist wohl schon spät?

Immer noch zeitig genug, antwortete Leopold düster in sich hinein.

Sie entschlief wieder.

Sachte die Thüre öffnend, entschlüpfte Leopold.

Ferdinand stand schon an der Schwelle. Die Nacht verhüllte das boshafte Lächeln seiner Züge.

* * *

Schweigen Sie doch, und antworten Sie diesem Herrn, rief der Wärter.

Der Kranke warf einen glühenden, bewußtlosen Blick durch das kahle, weiße Zimmerchen mit den vergitterten Fenstern. Schweigen, sagte er, schweigen soll ich. Sie können meine Worte nicht ertragen, die stolzen schönen Menschen! Sie fürchten sich vor mir! Sie hat mich auch nicht hören können. — — Sie hat mich auch angejammert, daß ich schweigen sollte, wie ich ihr das schöne Lied aussang, das sie frevelnd begonnen. In

Krämpfen hat sie sich vor mir gewunden, machtlos ihren Mann zu Hülfe gerufen. — — Ihr Mann war nicht da. Der schöne, geliebte Leopold war mit Bella entflohen. — — Bella ist schön, auch reich. Ich gab ihr Alles. Aber er wird sie nicht lange besitzen. Sie wird mit dem Gelde entfliehen — o! Sie dürfen mir's glauben, meine Herrn, denn sie hat mir's heilig versprochen — und dann ist er allein, der schöne Flachkopf, dann wird er doppelt verzweifeln, doppelt bereuen. Der wird keines Häßlichen mehr spotten! ha! und die schönen Menschen werden zittern, wenn sie seine Geschichte hören, seine Geschichte und die Rache des Häßlichen. — — Freilich haben sie es alle verschuldet, und er duldet allein.

Der Arzt griff nach seinem Pulse.

Was packen Sie meine Hand? fuhr der Kranke in seiner Extase fort, meinen Sie, ich wollte aus Rache tödten?

Ich habe sie auch nicht getödtet. Sie selbst hat den Dolch genommen, den alten Dolch, ich erkannte ihn wohl.

Aber ich habe sie nicht getödtet. Ich hätte es auch nicht gekonnt, denn sie war schön; der blasse Mond schien in ihr bleiches Gesicht.

Sie hat gut getroffen.

Sie? — Ich? — Ich? — Sie? — wer hat getroffen? — Wer hätte gedacht, daß sie so warmes Blut hätte?! Schütteln Sie nur den Kopf, ich hätte es auch nicht geglaubt, sie hatte ja keine Leidenschaften. — Aber ihr Blut ist von dem weißen Hemde auf mich gesickert. Es hat mir die Hände gewärmt, wie ich die Wunde schließen wollte; es hat mir wie ein Kuß die Lippen durchglüht.

Ich kann mich doch nicht darüber freuen.

Sie lag ruhig athmend im Bett; ich preßte ihre

Hände. Was schaut ihr mich so spöttisch an? — Ich sage euch, sie hat mich liebeglühend angesehen — sie redete so freundlich.

Freilich, sie wußte nicht . . . . . Aber dennoch was lacht ihr? — — Liebeglühend, sage ich. — Ja! wäre ich schöner geworden! — Da lachen sie schon wieder — Sie ist aber auch gestorben — — die schöne Julie! — — schön — — häßlich — — Liebe! — — . . . . . .

Fünfzehn Unzen! befahl der Arzt. Schließt die Läden! —

Eine Vision.

Zwei Tableaux.

I.

Es war am 28. Juni 1809, als ein vollgepackter Reisewagen die herrliche Straße längs den Höhen des Rheins daherkam.

Wenige Gegenden Deutschlands mögen auf so kleinem Raume so mannigfach abwechselnden Genuß von Naturschönheiten, großartige, erhabene, wild romantische und lieblich anmuthige darbieten können, als diese. Jedoch der einzige Reisende, der den Wagen inne hatte, schien an diesen Anblick entweder gewöhnt oder für ihn gleichgültig zu seyn, und nur für möglichst schnelles Weiterreisen Interesse zu empfinden.

Es war ein schlanker, kräftig gebauter junger Mann, der ungefähr die Zwanzig eben überschritten haben mochte, mit lebendigem, innere Gluth ausathmendem Mienenspiele, das durch scharf gezeichnete Züge der Leidenschaft

bedeutungsvoll und interessant wurde; sein Blick, früher wohl glühender, vermählte Klugheit mit Wärme, seine Lippen das Lächeln des Weltmannes mit dem Spotte des Menschenkenners. In eine Ecke des Wagens gelehnt, schien er in seinem Gedächtnisse die Erinnerungen vergangener Tage mustern und die abgefallenen Blätter früherer Gefühle auflesen zu wollen.

Endlich erhob sich die freundliche Coblenz vor den Augen des Grafen Adolph von Liebau; denn so hieß unser Reisende, und sein Anblick mußte wohl eine neue Gedankenreihe in der Seele des Grafen anknüpfen; denn seine Blicke wurden sinnig lebendiger und sein Lächeln bald freundlich, bald schmerzlich, bedeutungsvoller. Der Wagen rollte über das hochgewölbte Dach, welches sich über dem Brautbette des ernsten Rheins und der freundlichen Mosel erhebt.

Zu dem Palaste der Gräfin von Wilden! rief der Graf und hielt bald vor der geschmackvollen Wohnung der jungen reichen Gräfin. Die Bedienten sprangen heraus, ihn zu empfangen, er eilte rasch durch die, wie es schien, ihm wohlbekannten Gemächer bis zu ihrem Vorzimmer. Meldet den Grafen Adolph von Liebau, sagte er mit fast zitterndem Tone zu einer ihm dort begegnenden Dienerin. Ist mir willkommen, erwiderte eine sanfte, wohlklingende, aus der Gräfin Wohngemache kommende Stimme.

Die Thüre öffnete sich, und Adolph stand vor der einst heißgeliebten, darauf vergessenen und verlassenen, und dann mit noch glühenderer Liebe umfangenen Jugendgefährtin. Sechs Jahre standen zwischen dem Jetzt und dem Augenblicke ihres Scheidens, sechs bedeutungsvolle Jahre, die Jahre der Ausbildung des Mannes und der Jungfrau. Nicht größer, aber weiblicher, nicht lieblicher, aber sinniger, nicht zarter, aber unnahbarer war sie

geworden. Ihre Züge waren nicht mehr von der Dämmerung des Werdens umschattet, sondern verklärt von dem Strahle der Erkenntnißsonne, und hinter der leicht sich aufhebenden Oberlippe wohnte nicht mehr harmlose Schelmerei, sondern ein Anflug von bitterem Stolze und giftig höhnender Lebensanschauung.

Adolph zitterte; seine Kniee wollten sich gewaltsam beugen vor der Wiedergeliebten; seine Lippen bebten und schienen aus dem Strome der Empfindung, der ihn unbezwingbar mächtig durchschoß, einzelne Worte aufklauben zu wollen, während sie ruhig ernst dastand, einer Büste vergleichbar, wäre nicht hie und da ein selbstgefälliges, Bosheit und Verachtung verschmelzendes Lächeln beinahe unmerklich über ihre Lippen hinweggeblitzt.

Julie, so finden wir uns wieder, sagte endlich Adolph mit mühsam errungener Fassung. Ja, Herr Graf, so finden wir uns wieder, entgegnete sie ruhig, eisigkalt.

Adolph erstarrte an dem gefühlerkalteten Tone ihrer Stimme; sein Männerstolz war dahin, Thränen rollten aus seinen Blicken, und flehend stürzte er zu ihren Füßen, die Worte hervorstammelnd: Julie, nimm den Reuigen, Wiederliebenden, Julie, nimm ihn wieder auf.

Herr Graf, erwiderte die Angeflehte, und ihre Haltung war dieselbe, und der Ton ihrer Stimme der nämliche, Herr Graf, Sie spotten meiner. Aber ich bin nicht mehr das fünfzehnjährige, unerfahrene Mädchen, welches, jemehr es von einem grämlichen Vormunde gehütet, desto leichter von der eigenen Brust verführt wird! Herr Graf, stehen Sie auf, diese Stellung ziemt sich weder für Ihr Geschlecht, noch für Ihren Rang.

Haben Sie, fragte der Graf mit matter, beinahe versiegender Stimme, meinen Brief erhalten? Ich habe, erwiderte sie, und Ihrem Ungestümme verdanken Sie es, wenn ich, die Gesetze der Gastlichkeit verletzend, ihn jetzt schon

beantworte. Auf Ihre Betheuerungen keine Erwiderung, als den Rückblick auf Ihre frühern, auf Ihre Frage die Antwort, daß ich nie einem Treulosen die Hand reichen werde; auf Ihre Bitte die Gestattung. Wohnen Sie in meinen Gemächern, um, wie Sie sagten, die Balsamdüfte meines Athems einhauchen zu können. Erscheinen Sie an meiner Tafel, damit Sie den Witz und die Anmuth meines Geistes, wie Sie sich ausdrückten, bewundern können. Sein Sie mir mit einem Gespräche willkommen, das Sie mit Ihren Kenntnissen und Welterfahrung gewürzt haben; denn ich bin nicht gewöhnt, auf die Gesetze engbrüstiger Sitte, oder auf das neidische Geschwätz meiner Umgebung zu horchen, und fürchte mich auch nicht, auf's Neue eine Thörin zu werden, und mich an einen Mann zu vergessen, den ich früher geliebt, und der meiner Liebe und Achtung sich unwürdig gezeigt hat; aber verlangen Sie nicht, daß ich, eine Belogene, auf's Neue einem Lügner glauben und mein Lebensglück an das Rad Ihrer Laune flechten soll.

Hören Sie, wenn auch nicht meine Entschuldigung, doch meine Erwiderung an, sagte der Graf ziemlich ruhig. Als unerfahrener Jüngling verließ ich unsere Heimath, um mich in den Strudel des bewegten Lebens, in die Vergnügungen des wollüstigen Paris zu werfen. Ich war ein Schwärmer, als ich Sie verließ, und hatte in meiner innern Welt mir eine äußere aufgebaut, die ich, weil ich sie nicht kannte, mit Engeln und Teufeln bevölkerte. Aber ich fand weder diese, noch jene. Larven fand ich, und einen elenden Despotismus des Eigennutzes über die zwei Dämonen unseres Erdenlebens, klügelnden Verstand und Sinnenreiz, welche, bald sich einigend, bald bekämpfend, zu dem Zwecke gräßlicher Selbstsucht arbeiten müssen. Ich legte das Senkblei an die Tiefen meines Gemüthes und fand sie seicht und

leer; ich entwirkte meinen Handlungen die Goldfäden meiner Grundsätze, und fand, daß es elendes Scheingold gewesen, wie bei den Andern. Da überraschte mich der Menschenhaß und die Menschenverachtung; ich war bittern Hohnes voll über die verkrüppelte Vereinigung von Thier und Geist, die wir Mensch nennen, und war bald niedrig mit jenem, bald listig und schlau durch diesen. Damals trenntest du unsere Verbindung, oder vielmehr mein Betragen gegen dich trennte sie. Das erste Wort der Scheidung, klar ausgesprochen von dir, der immer noch Geliebten, warf die ersten Funken des Erkennens in meine Seele. Ich fühlte, daß durch der Menschen Lasterwirren ein rother Faden der Göttlichkeit gezogen sey, den wir Liebe nennen — Gottesliebe, Elternliebe, Gattenliebe, ich fühlte, daß wir das Menschliche nur menschlich begreifen, also entweder thierisch oder himmlisch erschaffen können, und das Verständniß des Lebens war mir aufgegangen. Aber je mehr ich meiner selbst bewußt wurde, und die Gefühle meiner Jugend zu Grundsätzen stempelte, desto mehr wuchs die alte Liebe zu dir, und ich wollte diese Neigung, nicht dämpfen, obgleich ich fühlte, daß sie mir zur Leidenschaft wurde, denn ich wollte, ich konnte dich mir nicht unversöhnlich denken. Jetzt, Julie, entscheide! Gib mir Ruhe und Liebe wieder und entstelle nicht länger die Wahrheit; denn deine früheren Worte sind deines Wesens unwerth und können nicht wahr seyn.

Sie sind es, Graf, denn ich habe nie gelogen.

Adolph taumelte fort im verzweifelten Kampfe zwischen Stolz, Vernunft und Liebe; aber umsonst riß er an den tausend Ranken der Leidenschaft, die, früh gepflanzt, Jahre lang genährt und gezogen, seine Seele umsponnen hielten. Seine Manneskraft sträubte sich, diesem stolzen Wesen zu gehorchen, seine Erfahrung ließ

ihn nur zu richtige Blicke in ihre Seele werfen, und dennoch war der Jahre lang geprüfte Mann schwach in der Stunde des Kampfes. Ohnmächtig warf er sich in dem nahen Garten hin, und rief beinah wahnsinnig: Schöpfer, nimm meine Lebenszeit, nimm sie ganz um ein Jahr lang mit ihr.

Julie stand vor ihm.

Ist das Ihr Ernst, Herr Graf?

Bei Gott, rief jener, mein fürchterlicher Ernst.

Um diesen Preis denn, setzte sie kalt lächelnd hinzu, mag ich es wagen, Ihre Lebenszeit um ein Jahr lang mit mir.

Adolph starrte sie sprachlos an, seine Brust keuchte, seine Wangen waren blaß, seine ganze Seelenstimmung schien eine veränderte.

Endlich sprach er: Gräfin, ich lüge nie wieder; so sey es.

II.

In dem Palaste des Grafen Adolph von Liebau herrschte Todesstille. Dort die blasse, gramgebeugte Dame, die mit milden Thränen das Sopha benetzt, ist die einst so blühende Julie, und das schlummernde Kindlein, das sie in ihren Thränen begräbt, ihr Sohn.

Es ist heute der 27. Juni 1810.

Die Sonne war eben hinabgesunken, und der Abend warf graue Dämmerungsstrahlen in den weiten, großen Saal.

Julie weinte fort.

Die Nacht brach dunkel herein, und der weite, große Saal war eine weite, große Finsterniß.

Julie weinte fort.

Endlich fuhr sie, wie aus einem schweren Traume,

auf, schien zu erschrecken vor dem sie rings umstarrenden Dunkel und schrie heftig nach Licht.

Eine Dienerin brachte Licht.

Hastig erhob sie sich und wandelte, sichtbar mit einem mächtigen Entschlusse kämpfend, im Zimmer auf und nieder.

Und die Uhr schlug 10.

Der Ton der Glocke erschreckte sie, und mit beinah fieberischer Hast eilte sie zu den Gemächern Adolphs. Sie riß die Thüre auf.

Adolph las.

Sie stürzte über die Schwelle.

Adolph half ihr auf.

Sie klammerte sich an seine Kniee und rief mit herzzerschneidender Stimme: Adolph, kannst du nie vergessen, nie verzeihen?

Adolph las weiter.

Da erhob sie sich mit gräßlicher Heftigkeit, daß das wallende Haar um ihr Antlitz flatterte, und in gebrochenen Tönen rief sie aus: Adolph, seit jenem schrecklichen Tage hast du nur ein Wort, nur eine Silbe mir gegönnt, das Ja vor dem Traualtare. Ich weiß, du willst jenes gräßliche Versprechen halten, verachtest mich und willst mich verlassen. Vergib deiner verzweifelnden Gattin. Leb für sie. Adolph antwortete nicht.

Sie ward ohnmächtig.

Adolph legte sie auf das Sopha und las weiter.

Und die Uhr schlug 12.

Adolph nahm eine Pistole und erschoß sich. Auf seinem Arbeitstische fand man einen Zettel, worauf geschrieben stand: An meine Gattin! Madame, ich habe nie wieder gelogen.

Julie aber ward wahnsinnig.

Das Kind lebt noch unter fremdem Namen in der freien Stadt Hamburg und heißt Karl Gutzkow.

Wie sich wohl von selbst versteht, ist an dieser Fiktion kein wahres Wort, und die Absicht des Autors war lediglich, eine Entwicklungsgeschichte des so verschiedene Urtheile hervorrufenden Romans „Wally" zu geben.

Der Branntweintrinker.

In einem der kleinsten Häuser der Vorstadt ist eine Branntweinstube, dorhin will ich dich führen, Leser! Schlage deine Augen nicht nieder, laß deine Wangen nicht erröthen, deine feinsten Begriffe von Anstand sollen nicht verletzt werden durch die Gesellschaft, in die ich dich jetzt geleite; aber eine Thräne soll es dich kosten, wenn du noch eine weinen kannst.

Schaue dich um, aber blicke nicht hieher auf den Vordergrund der Scene; was interessiren dich diese matten, ausdruckslosen Gesichter, diese hohlen, von dem Opium des Occidents geblaßten Wangen, diese Gerippe von Menschen? Dorthin schaue, in die fernste Ecke des niederen, engen Stübchens, wo allein an einem hölzernen Tische auf zerbrochenem Stuhle ein altergebücktes, buckliges, häßliches Männchen sitzt. Betrachten wir diese Züge, aus welchen das Antlitz eines Menschen sich nur mit Mühe herauswindet, und in welchen von allen mensch-

lichen Gefühlen nur eines geschrieben steht — Verzweiflung. Es träumt in sein Glas hinein, seine Arme stützen den mißgebildeten Kopf, der gedankenlos auf das vor ihm stehende Glas Branntwein herniederhängt. Es seufzt. Es rollt eine Thräne an der Wange herunter und fällt in sein Glas — es trinkt den Branntwein und die Thräne. O, es mag schon viele Thränen getrunken haben! Nicht wahr, Leser! das ist menschliches Elend, diese Züge, aus welchen die Häßlichkeit spricht, diese Gewänder, aus welchen die Armuth jammert — überall Elend. — Und dennoch, dennoch war es einst glücklich. Taucht herauf, ihr Bilder der Vergangenheit, scheuchet den Gram von der Stirne des Unglücklichen!

Herr Wirth, noch ein Gläschen!!!

Damals, als die Schwestern noch lebten, die lieben, guten Schwestern!

Ihr habt sie gewiß gekannt, die beiden buckligen kleinen Mädchen, die das Gespötte der Kinder auf der Straße waren; Ihr habt gewiß von ihrer tollen Wirthschaft gehört, wie sie daheim saßen, und jede neben sich eine graue Katze, und wie sie mit den Katzen plauderten und sie hegten und pflegten, wie Freundinnen. Ja, damals war es noch anders, damals, wenn du nach Hause kamst, warst du vergnügt und fröhlich; du saßest oben am Tische unter den Schwestern und Katzen, und du hattest in deinen Schwestern Alles, sie waren dir Schwestern, Freundinnen und Geliebte, du warst Herr im Hause, und dein Wink war ihnen Befehl. Was kümmerte dich das Gespötte der Uebrigen, was kümmerte dich das Hohnlachen der Welt? Du hattest Herzen, die mit dir fühlten, und du warst glücklich.

Aber seht, wie die Züge des Unglücklichen sich verfinstern, wie die Trauer und der Mißmuth und der

Spott und der Ingrimm, wie lauter einzelne spitzige Pfeile auf einmal von dem gespannten Bogen seines wuthentflammten Gesichtes blitzen!

Noch ein Glas! —

Ach, ach! sie sind gestorben, die Schwestern, er steht einsam. Einsam — kannst du fühlen, was das heißt, du Puppe der Gesellschaft, die du dein Gemüth vertändelt hast in dem Marionettenspiele unserer Conversation? Einsam stehen, weißt du, was das ist, du vielrednerischer, floskelmachender Philister, der du in jedem Menschen ein leeres Blatt Papier siehst, das du mit deinem Geschwätze beklecksen kannst? Einsam stehen, du kannst es fühlen, was es heißt, du Freund eines Freundes, du Gatte einer liebenden Gattin, du Mensch allein, der du ganz Herz bist, der du nur leben kannst in der Mittheilung und der Liebe, und für die Andern soll dieses nicht geschrieben seyn. Häßlich, arm und ohne Liebe seyn! Könnte man glauben, daß ein Menschenleben Platz hätte für diese drei Qualen, von denen eine jede einzelne eine Hölle mit Leiden versorgen kann? Und ach! er ist häßlich, er ist arm, er ist ohne Liebe!

Gefüllt!

Ja, hätte er stolz sich zurückziehen können von den glücklichen Nebenmenschen; aber er konnte es nicht!

Schaut, schaut! wie seine Hand sich ballt, wie seine Augen so krampfhaft sich verdrehen!

Er mußte betteln vor ihnen!

Noch einmal gefüllt!

Nein, ich will nicht betteln, ich bin so viel, wie sie!

Warum füllt Ihr mir nicht mein Glas? ich will, ich will trinken! wollt Ihr mir die letzte Seligkeit noch rauben?

Hohngelächter erwiederte ihm, und er ist auf der Straße. — —

Wie ist die Luft so balsamisch! die blinkenden Sterne so hell, so freundlich! — Wo will ich hin? zu den Schwestern? — Nein, nein, die Schwestern sind auf dem Gottesacker. Auf dem Gottesacker? da könnte ich Ruhe haben; doch da muß ich erst gestorben seyn. — Wo will ich hin? Narr, wo wirst du hin wollen? wo keine Menschen sind. Hier, hier ist schön, hier ist Niemand, als die Sterne, als Gott. Gott, ja Gott ist da. Vor Gott sind wir alle gleich; jetzt bin ich wieder Mensch, ich fühle es, denn ich bin ihnen ja gleich vor Gott. — Aber wo bin ich? wie tanzen die Gebäude lustig um mich herum! Ist das nicht das Spital? ach das Spital! — Es ist zu! — desto besser. —

Und er fällt auf das Straßenpflaster.

Es ist besser so, als wie da drinnen in dem engen Hause, da bleibe ich bei euch, liebe Schwestern, ihr seyd droben in den Sternen, ich will plaudern mit euch! Nicht wahr, als wir noch beisammen waren, da war es schön! Alles, Alles ist gestorben, auch die Katzen, — die Katzen —

Aber wie hart liegt sich's da!

Ich allein bin noch übrig; o kommt, Schwestern! holet mich, laßt mich nicht hier!

Hu, wie ist es so kalt! mich schauderts. O, wäre ich drinnen, und wie werden sie morgen zanken — o Gott, Gott! Ach, wäre nur wieder morgen, daß ich fort könnte, Branntwein trinken! Branntwein trinken! aber — ach, ich habe kein Geld mehr!

Horch, was rauscht da? Es ist der Fluß! Ist der

nicht auch Branntwein? er bringt ewigen Rausch, ewiges Vergessen!

Und der kleine bucklige Mann schlägt eine laute Lache auf.

Und der kleine bucklige Mann stürzt sich in den Fluß.

Armer Buckliger!!

Spekulation und Liebe.

Wir erlauben uns, hiermit die Anzeige zu machen, daß unser Reisender Herr N. N. binnen 8 Tagen bei Ihnen einzu-treffen, die Ehre haben wird. Erfreuen Sie denselben mit Ihren Befehlen auf unser wohlassortirtes Lager.

I. Kapitel.

Windeck, der Reisende des berühmten Hauses von Roland und Compagnie, derselbe junge Mann, der den zierlich gepflegten Backenbart à la pologne und die modernsten Westen trägt, derselbe junge Mann, der in eleganten Gesellschaften die hübschesten Anekdötchen, bei seinen Collegen die bestgewürzten Zoten zu erzählen versteht; Windeck war in Verzweiflung. — Du wirst dir wohl denken können, lieber Leser, daß hier nicht von einem ideellen, oder besser illusorischen Kummer die Rede sey, als da sind Liebesgram und Zerwürfniß mit einem treuen Freunde; Windeck erwarb sich auf seinen bedeutenden Geschäftsreisen (er hatte außer den zahlreichen

und vornehmen Kunden seines Prinzipales auch noch Peter Ahrens in Hamburg besucht und die Gallerien des Palais Royal in ihrer glänzendsten Periode gekannt) viel zu viel praktische Welt- und Herzenskenntniß, um von solchen Ueberspanntheiten der Sentimentalität und Romantik nur im Geringsten berührt werden zu können.

Nein, der Kummer, der ihn drückte, war vielmehr so materieller und handgreiflicher Natur, daß seine Nichtexistenz selbst ein Fichte nicht dargethan hätte. Schulden, harte Schulden drängten ihn. O, du gefühlvoller Leser, der du sie kennst die Tyrannei der Schulden, wie sie mit der spitzigen Geißel der Sorge uns überall herumtreibt, wie sie uns vor denen, die wir in die Hölle wünschen, den Gläubigerdämonen, ein freundliches Lächeln aufzwingt, wie sie uns zittern läßt vor dem Boten des Gerichtes, oder du, der du Theater von Iffland gesehen und gelesen hast, wirst die Verzweiflung unsers Helden bemessen und beurtheilen können. Zahlen sollte er und sie realisiren die lieblichen Anekdötchen von großen Geldsummen, die er in so mancher heitern Gesellschaftsstunde seinen Gläubigern erzählt hatte. Welche ungerechte Forderung an einen Erzähler die Wahrheit seiner Erzählungen verbürgen zu müssen. *) Vielleicht wird auch mancher meiner Leser sich darüber wundern, und es unwahrscheinlich finden, daß der Held unserer Erzählung Schulden habe, da er doch weder ein Student, noch im Gegentheil ein Genie, sondern ein Priester der edeln Kaufmannschaft sey, die doch gewöhnlich das Rechnen sehr gut verstehe; allein ich werde nachweisen, daß alle diese Tadler noch keinen kundigen Blick in die Verhältnisse des socialen Lebens geworfen haben. Denn während

*) Wo kommen da unsere Zeitungs- und Geschichtschreiber hin?

obige zwei Gattungen von Schuldenmachern den Dielettanten gleichen, die ihre Werke ohne gehörige Umsicht und Ueberlegung erscheinen lassen, so lassen sich die Kaufleute dagegen mit gewandten Meistern vergleichen, die ihres Ruhmes gewiß, und das Geschwätz des Tages verschmähend, die Früchte ihrer wohldurchdachten Studien erst nach ihrem Tode der Oeffentlichkeit preisgegeben, Werke, welche auch gewöhnlich dann nicht verfehlen, großes Aufsehen zu erregen. Sollte es sich jedoch hie und da treffen, daß diese Werke bei Lebzeiten der Meister heraus kommen, so darf man sicher annehmen, daß es wider ihren Willen geschah; da sie die Forderungen scheuen, die man dann an sie stellt. Manchmal aber geschieht es dennoch mit ihrem Willen, und sie haben dann dieselbe Absicht dabei, die der berühmte Rembrandt hatte, als er, um seine Bilder gut an den Mann zu bringen, sich todt stellte.

Windeck sah wohl ein, daß irgend ein Mittel aufgefunden werden müsse, um diesen Verlegenheiten zu begegnen. Er dachte an Einschränkungen, aber dieser Gedanke verschwand bald wieder vor der Unmöglichkeit, sie ins Werk zu setzen. Er, der Reisende der großen Weinhandlung von Roland und Comp. durfte doch wahrhaftig nicht mit Essen und Trinken geizen, da beides, besonders aber das letztere, ein bedeutender Zweig seiner ihm vom Hause übertragenen Geschäftswirkung war, und umsonst ihm nicht so ansehnliche Diäten ausbezahlt wurden. Dieser Theil des Geschäftskreises von Reisenden für Weinhandlungen ist ihre Lieblingsmaterie und ihr Stolz geworden, und ich glaube auch nicht mit Unrecht, da sie hierin den Diplomaten gleichen, die ebenfalls so bedeutende Tafelgelder beziehen, sich so vor allen übrigen Commis voyageurs auszeichnend. — Konnte er sich aber in Kleidern einschränken? Gewiß nicht. — Denn was

wäre ein Commis voyageur ohne den modernsten Kleiderschnitt? — Sicher ein Unding, ein Nichts. — Und dennoch mußte ein Weg der Rettung gefunden werden. Alle Geisteskräfte Windecks waren in Bewegung, sein Gehirn kochte und warf springende Blasen; — es war eine schreckliche Stunde. Und siehe! da schwamm durch die brausende Wasserfluth eine neue Noahitische Taube mit dem Oelzweige der Errettung herbei — ein Gedanke und Windeck beugte sich vor der seltenen Erscheinug und beschloß ihr Folge zu leisten. Doch das in dem zweiten Kapitel.

II. Kapitel.

Ich war eben im Begriffe, den Verlauf meiner Erzählung folgendermassen fortzuspinnen: Die Nacht hatte sich stille und heiter über die Erde herabgesenkt, sie war köstlich geschmückt; angethan mit der glänzenden Sternen-Enveloppe — Mantille wollte ich sagen — nnd geziert mit der strahlenden Broche des Mondes; als es mir auffiel, daß die Nacht in den Sprachen so vieler Völker dem weiblichen Geschlechte zugetheilt sey, während sie doch in der That so manche bei den Frauen gerade nicht heimische Eigenschaften besitzt. Die Schönheit der Frauen ist eine Bürgerkönigin, sie wird erwählt und erhoben durch der Menge Lob und Urtheil, und wenn sie zu dem Volke kommt und mit ihm redet, so erscheinet sie im Prunke ihres Hofstaates, ihr zur Rechten die Obersthofmeisterin Etikette, ihr zur Linken die Minister Witz und Geschmack, und hinter ihr eine ganze Schaar flüchtigen Hofgesindes, als da sind, schlaue Toilettenkünste, kokette Moden, schalkhaft neckische Launen, und mehr dieser Gattung. — Die Schönheit der Nacht ist bescheiden und sich selbst genügend; wenn das Auge geschlossen

ist, und das Urtheil schläft, erscheint sie, die über das Lob der Menge erhabene Herrin. — Die Liebe, und das mit Recht, ist der Gipfel der Wünsche, und die andere Seele der Frauen; aber sie sind neidisch wie Kain bei den begünstigteren Gebeten ihrer Mitschwestern und tödten sie oft mit den Waffen des Hohnes und kränkender Nachrede. Die Nacht, die keusche Nacht, schickt ihren Boten, den Mond, aus, um zärtlicher Liebe zu leuchten. — Aber ist es nicht die Nacht mit ihren Unsterblichkeit schwanenden Sternen, und ist es nicht die Frau mit ihrer hocherhabenen Gefühlswelt, die uns der Erde herrlichste Perle, die Poesie schenkt? — Und sind nicht beide das Symbol erheiternder Ruhe, und des Augenblickes sich erfreuenden Sinnes, sind nicht die Phantasieen des Schlafes eben so bizarr, wie die der Frau? und so mögen die Völker denn doch Recht haben.

Euphrosyne, die Tochter von Windecks reichem Prinzipale, ein schönes Mädchen, in dessen Gesichtszügen ein ganzer Luxor von Hieroglyphen für den Menschenkenner geschrieben stand, saß allein in ihrem Schlafklosete. Die Schlafklosete der Damen und die Physiognomien der Diplomaten haben viele Aehnlichkeit mit einander. Beide beherrscht ein süßes einschmeichelndes Lächeln, und eine Gleichmäßigkeit, die alles Hervorragende glättet und ebnet. In Euphrosynens Zimmer sieht es jedoch ganz anders aus, ungefähr als wie in den Werken eines französischen Romantikers, wild und ordnungslos genug. Da liegen Bücher, Wäsche, Meubles und Toiletten-Utensilien in dem seltsamstem Chaos durch einander geworfen. Rahels Philosophien dienen zur Unterlage der Lampe, die siedendes Oel vernichtend auf Bettinas Briefe herniederträufelt, und das niedliche Pomadetöpfchen steht auf dem Taschentuche, unter welchem Gutzkows Wally und Jakob Böhme sich friedlich gelagert haben. Der

prächtige Toilettenspiegel, der am offenen Fenster steht, stützt sich auf Hogarths Kupfertafeln. Göthe hat sich schlau auf dem Kopfkissen gebettet, Jean Paul liegt der Uhr zu Füßen, und Crebillons Sopha ruhet unter dem Sopha Euphrosinens. Sie aber saß mitten im Gewirre und las, Alles wiederholt sich nicht im Leben, von Emerentius Scävola, und seufzte so oft ein Gedankenstrich kam, und sie seufzte viel. Es ist zweifelhaft, worüber Euphrosine geseufzt habe, ob über sich, daß sie ein solches Buch lese, ob über das Volk, bei welchem ein solches Buch geschrieben worden, ob über den Autor, der ein solches Buch schreiben konnte, oder ob aus Interesse an dem Schicksale der darin handelnden Personen. Ich glaube das Letztere, wofür das Anzeichen spricht, daß sie eben so oft seufzte, als einer der Gedankenstriche kam, der einzige Ruhepunkt, bei dieser schrecklichen Wanderung in die Reiche des Grauens und der Nacht. Man könnte auch behaupten, Euphrosine habe über die Gedankenstriche selbst geseufzt, allein diese Meinung wäre offenbar zu parador, da gerade diese das beste an der ganzen Erzählung sind.

Endlich beschloß sie ihre Lektüre, nahm das Pomadetöpfchen zwischen der Wally und Jakob Böhme hervor, so daß das Pomadetöpfchen, die Wally und Jakob Böhme durch einander fielen, trocknete sich den Schweiß von der Stirne und seufzte: O, ich bin sehr elend. Wie ein böses ihr Unglück deutendes Omen fiel dabei der kostbare Shawl, der freilich nur nachläßig über den Stuhl gehängt war, zur Erde herab.

Jetzt erhob sie sich, wandelte mitten zwischen den Büchern und dem kostbaren Shawle mit raschen Schritten in dem Zimmer auf und nieder, und stürzte mit solcher Hast zu dem geöffneten Fenster, daß von der heftigen Bewegung der nur leise an demselben angelegte

Toilettenspiegel in den Garten hinunterfiel und im Fallen den Schiller mit sich fortriß.

Und das ist meines Unglücks höchster Gipfel, fuhr sie wehklagend fort, daß ich so eigentlich die Ursache desselben nicht kenne. Sie, die da wähnen, unglücklich zu seyn aus materiellen Gründen, wie glücklich sind sie im Gegensatze zu mir, die ich unglücklich bin und nicht weiß warum. O, ich fühle es, ich gehöre zu den Zerrissenen unserer Zeit. Aber nein, fuhr sie entschlossen fort, ich will nicht untergehen in diesem Kampfe, wie Eduard in den Zerrissenen, ich will mich retten, mich in irgend eine große Leidenschaft hinein stürzen. Etwa mich verlieben? — Doch, wo fände ich den Mann, der meiner würdig wäre, oder mich nur verstände? Doch — o, der Gedanke ist göttlich! wenn ich mir ihn erst erzöge? wenn ich ein weiblicher Yorik mir meine männliche Elisa bildete? Hinab, hinab ins Freie, meine ganze Brust athmet Sehnsucht, und die Wände zittern vor dem gewaltigen Hauche meiner Schöpferkraft.

Und somit stürzte sie hinunter in den Garten ihres Vaters. Dort erwartete sie Windeck, der ihren täglichen Abendspaziergang in demselben kannte, um daselbst die ersten Minen seiner gewaltigen Belagerungsoperation springen zu lassen. Wie er köstlich geschmückt war der beliebte Reisende des Hauses von Roland und Comp., wie er lieblich duftete von würzigen Essenzen. Jetzt wurde er ihrer gewahr, und stürzte, o des schlauen Spekulanten! trotz des superfeinen schwarzen Beinkleides, mitten im Gartenkothe zu ihren Füßen nieder. Fräulein! rief er, ich liebe Sie! Aber verzeihen Sie mir, was kann ich dazu, daß Sie so schön sind, wie eine Venus, — und bei Berührung des mythologischen Namens lächelte er gar zufrieden, selbstgefällig und sich selbst bewundernd — wie eine Göttin im Elysium.

Euphrosyne sah ihn groß an, endlich sagte sie.

Und seit wann lieben Sie mich?

Seit ich Sie kenne, versicherte er.

Euphrosyne schwieg.

Der Herr Kassier kann es mir bezeugen, fuhr er betheuernd fort und reckte schwörend dabei die Finger zum Himmel empor, ich sprach immer von Ihren Reizen, und einmal, als ich noch im Comptoir arbeitete, schrieb ich sogar in das Hauptbuch unter Haben mit großen Buchstaben Euphrosyne.

Schön ist er, sprach Euphrosyne zu sich selber, aber dumm; doch was thut das, desto schwieriger wird meine Aufgabe, desto herrlicher ihre Vollendung.

Und haben Sie noch nie geliebt?

Sie sind meine erste Liebe, rief empathisch der entzückte Liebhaber aus, da er wahr nahm, daß seine Liebesversicherungen ein williges Ohr fanden.

Und wollen Sie mir immerdar treu und folgsam seyn?

Immerdar Ihr treuer folgsamer Anbeter, schwur er in die höchsten Wonnen der Seligkeit überfließend.

Wohlan denn! sagte sie und zog ihn zu sich heran, ich bin die Ihrige. Und die Liebenden umarmten und küßten sich.

Der Himmel aber hatte sich mit Wolken überzogen und es fing an zu regnen.

III. Kapitel.

Werther Leser, folge mir nun in ein Kaffeehaus. Es ist dies eine alte gute Sitte der deutschen Schriftsteller, wenigstens eine Scene von ihrem Gedichte in eine Trinkstube oder in ein Speisehaus zu verlegen, sey es nun, daß sie dieses deshalb thun, damit Leser und Roman nicht zu trocken werden, oder damit sie durch

Ausmalung dieser poetischen Schmaus- und Trinkscenen sich für die grausame Wirklichkeit entschädigen wollen, welche ihnen eine ähnliche Situation oft ihr ganzes Leben lang nicht gönnt. Man wird mir nun freilich hiebei bemerken können, daß man Lagen, in welchen man nie gewesen ist, auch nicht gehörig schildern könne, daß folglich diejenigen, die nie trunken waren, die Trunkenheit nicht auszumalen verständen; allein die Richtigkeit des angegebenen Grundes stellt sich leicht heraus, wenn man an Deutschlands kostbare Ritter- und Räuberromane denkt, deren Verfasser, wenn man ausnimmt, daß sie sich die Phrasen unter einander gestohlen haben, weder Ritter noch Räuber waren.

Eine Kaffeehausstube erscheint mir immer wie der Puls einer Stadt, und obgleich kein Arzt, versäume ich es doch nie, komme ich in eine Stadt, ihr sogleich an den Puls zu fühlen. Ich habe diese Beschäftigung mit einer gewissen Gattung von Menschen gemein, deren Leidenschaft für die Gesundheit einer Stadt so groß ist, daß sie sich selbst durch das Vorurtheil davon nicht abhalten lassen, das diese ihre Vorliebe verdammt und gehässig macht — ich meine die Polizeispionen.

Im Ernste, man hat sich neuester Zeit viel mit der Untersuchung anscheinend geringfügiger Dinge befaßt, wohl einsehend, daß die Wissenschaft ein großes Mosaikkunstwerk sey, welches man erst dann recht schätzen und verstehen lerne, wenn man die einzelnen Mosaikstückchen, aus welchen es besteht, gehörig betrachtet und gewürdigt hat; und dennoch hat sich meines Wissens noch keiner die Mühe gegeben, eine gehörige Vergleichung und Untersuchung der Kaffeehausstuben vorzunehmen. Seume erzählt uns zwar von einem Abte, der eigens deshalb nach Italien reiste, um die Nüancen der dortigen Weine kennen zu lernen, und der auch als Opfer seiner Forsch-

Wien

begierde fiel; dieses ist aber doch nur ein einzelner Zweig der von mir vorgeschlagenen weit würdigern Untersuchung. Wie wäre es, wenn ein Staat einmal ein Reisestipendium dafür aussetzte? Und wahrlich es ist hohe Zeit dazu, da das Prinzip der geschlossenen Gesellschaften, dem des Kaffeehauslebens feindlich entgegenstehend, über dieses bald den Sieg davon tragen wird.

Wie ich schon oben bemerkte, unsere Generation versuchte viel Neues. Ihr war es aufbehalten, die Lebensluft gesondert von andern Gasarten darzustellen, so wie es ihr auch gelang, den guten Ton von dem schlechten auszuscheiden, und man sagt vielleicht nicht mit Unrecht, daß die Wirkungen beider gewonnenen Resultate sich ergänzen. Denn während das Einathmen der ausgeschlossenen Lebensluft das Leben bedeutend verkürzt, so macht es der isolirte gute Ton auffallend länger. Es wundert mich, daß Hufeland in seiner Makrobiotik diese letztere medizinische Bedeutung übersah, da doch, wie ich glaube, diese geschlossenen Gesellschaften einzig und allein aus sanitätischen Gründen errichtet wurden, damit die vornehmeren Stände, deren Lebenszeit andere Ursachen bedeutend verkürzen, durch sie Entschädigung und Verlängerung finden. Es bewirken diese Zirkel mit ihren grünen Spieltischen bei den besseren Ständen dasselbe, was bei den Bauern die freie Natur. Und wenn der Jude bis jetzt seinen langen Tag feierte, so liegt lediglich darin der Grund, daß ihm der Eintritt in diese Zirkel zu sehr erschwert wird, die durch viele lange Abende ihm den langen Tag reichlich ersetzen könnten.

Das Kaffeehaus, in welches unser Windeck so eben trat, war gedrängt voll. Er eilte mit einem Freudevollmondsgesichte mitten durch das lärmende Gewühl der Gäste zu einem bescheidenen Tischchen, wo einige seiner Standesgenossen sich im ruhigen Gespräche über Krieg

und Frieden, Zucker und Kaffee ergingen. Windeck wurde bewillkommt und setzte sich. Kathi, die Hebe des braunen hier strömenden Nektars, welcher von allen Seiten Räucherungen entgegen wallten, stand rasch hinter dem Stuhle ihres Lieblinges, um, des innigsten Flehens der Andern ungeachtet, die schleunige Vollstreckerin seiner Wünsche zu werden.

Wie sie da stand mit den flammigen braunen Augen, die stolz und keck, man möchte beinah sagen, frech sich erhoben, mit dem Flittertande ihres Putzes, die wandelbare Göttin dieses Hauses, war sie der launigen Fortuna nicht unähnlich, die gleich ihr die gerechten Forderungen von Bedürftigen übergehend, dem Lieblinge das große Loos zuwirft. Champagner verlangte Windeck mit einer Stimme, aus welcher der hüpfende Puls der Freude zitternd hervorsprang. Kathi, die schon angefangen hatte, Windeck mit den vollsten kapriziösesten Strahlen der Fontaine ihres Witzes zu überschütten, ward plötzlich stumm, ihre unstäten Augen hefteten mächtig, staunend, fragend, auf dem Fordernden. Das Gespräch stockte, Aller Augen wandten sich auf ihn, und wie, wenn des Lehrers donnerndes Machtwort durch die Reihen der schwätzenden Schüler dringt, Alles plötzlich verstummt, so ward Windecks Verlangen ihrem Gespräche ein vergifteter Pfeil, daß es unter ihren Lippen erstarb, und einem lautlosen Erstaunen Platz machte. Mitten in dem Getümmel des Kaffeehauslärmens eine Oase des Schweigens. Kathi war die erste, welche sich von ihrem Staunen erholte. Das lautschallende Gelächter, in welches sie ausbrach, fand reichliches Accompagnement bei Allen.

Champagner, fragte sie schnippisch; aber das will ich Ihnen sagen, daß er gleich bezahlt wird, denn aufschreiben wird der Herr nicht wollen.

Aber, wer sagt denn, fuhr Windeck beleidigt auf, daß ich ihn nicht gleich bezahle?

Und eine Börse zog er heraus, und schüttelte sie und es sprangen gar liebliche Klänge in die Ohren der Lauschenden.

Und wiederum ward alles still, wie zuvor.

Windecks Blick aber leuchtete stolz, wie das Auge des Tages und zürnend, wie Jupiters Blitz und Kathis Auge hing freundlich lieblich an ihm, wie das der Sonnenblume an ihrer Mutter.

Bald stand der geforderte auf dem Tische und sprudelte seinen Geist in die Gläser der Freunde und in die Köpfe derselben, und siehe da, sie wurden geistreich. Bonmots flatterten, wie Fledermäuse, man wußte nicht, ob sie dem Lichte oder der Finsterniß angehörten, über die Tafel hin. Skandalöse Anekdötchen entwickelten ihre zotigen Spitzen unter schallendem Gelächter; die Prinzipale und Kunden wurden weidlich persiflirt und Taschenspielerkunststücke in eigentlicher und uneigentlicher Wortdeutung mit vieler Gewandtheit erklärt und produzirt. Ein unsauberer Geist umkränzte, wie eine große Lauben-Guirlande die ganze Unterhaltung, der sich zu dem des Mephistopheles, wie Schlegels Luzinde zu Claurens Mimili verhielt.

Wer Windeck diesen Abend so recht betrachtete, mochte sich nicht genugsam wundern können über die Bedeutsamkeit des Ausdruckes, den die sonst so leeren Züge angenommen hatten. Man konnte sie etwa mit einem weiten, wüsten Saale vergleichen, der lange Zeit unbenützt stehen blieben war, und plötzlich zum Brautgemache eines glücklichen Liebespärchen bestimmt wurde.

Etwas so Geheimnißvolles, Glückliches, und doch wieder so etwas Prahlerisches, Pfiffiges sprach aus seinen Zügen, daß alle seine Gefährten an ihm irre wurden, bis der

Champagner endlich seine Zunge löste und er immer deutlicher seine frohen Hoffnungen ausplauderte. Er hat eine reiche Erbschaft gemacht, rief ein blonder, junger Mann, dessen Gesicht sonst wohl schon schön gewesen, das aber, seitdem er auf Reisen geht, erst recht interessant geworden, und zwang die Mienen, aus denen sonst nur Liebe sprach, zu einem ironischen Lächeln.

Noch nicht, aber vielleicht bald, schmunzelte der Glückliche.

Ein reiches Mädchen hat sich in ihn verliebt, rief ein Anderer, und zwar dasselbe zierliche junge Männchen, das vorhin die schönen Kunststücke zum Besten gab.

Oho, lachte ein Dritter, die müßte ja blind gewesen seyn.

Wenn es dennoch so wäre, schrie Windeck, indem er stolz von seinem Sitze aufsprang, wenn ich der Schwiegersohn und Compagnon einer der reichsten Handlungen hier würde, und ihr armen Schlucker froh seyn würdet, bei der Firma Roland, — Windeck und Compagnie wollte ich sagen, ein Engagement zu finden, wie dann?

Alle horchten auf und einer aus der Gesellschaft rief, sich nicht wenig auf sein Gedächtniß zu gut thuend: der Wein erfindet nichts, er schwatzt nur aus!

Während dieses ganzen Gespräches stand Kathi hinter dem Stuhle eines der Anwesenden, und ihr heftig wechselndes Mienenspiel verrieth, daß sie nicht unbedeutenden Antheil daran nahm. Als sie sich an den Schenktisch zurückzog, war sie freundlicher, als gewöhnlich mit den Kellnern, aber dennoch auch nachdenklicher und für die Gäste kürzer und abstoßender. Sogar wollten einige Accessisten einen elegischen Zug um ihren Mund bemerkt haben, den sie früher nie an ihr gewahrt hätten, und selbst die ältesten Gäste stimmten mit der Meinung derselben überein: der Kathi muß heute etwas Wichtiges passirt seyn!

Und so war es denn auch.

Windecks plötzliche Glücksveränderung, die seinem Munde halb entschlüpften Pläne auf Rolands Tochter hatten Kathis goldenste Glücksträume auf einmal gräßlich zerstört. Sie hatte sich von Windeck beschwatzen lassen, und allen ihren Liebhabern, denen von niederem Stande sowohl, die Sonntags sie auf die Tanzplätze und in die Schenken führten, als denen von höherem Stande, die ihr so manches Theaterbillet und schöne Stück Geld eintrugen, den Abschied gegeben, und sie erklärte es für niedrige Kabale, wenn einige behaupteten, daß mancher Offizier ihr noch bis heute ungestraft in die Wangen kneipen dürfte.

Ich will über das Letztere nicht urtheilen, so viel aber weiß ich, daß Kathi sich sehr in Acht nahm, weil sie gegründete Hoffnung hegte, einstmals, wenn Windeck in bessere Vermögensverhältnisse käme, dessen Gattin zu werden. Diese herrliche Aussicht auf Versorgung ward ihr nun jetzt grausam entrissen, und man muß es gestehen, es war für sie keine geringe Verlegenheit, wie sie mit den Liebhabern, die sie so schnöde verabschiedet hatte, wieder anknüpfen sollte.

Alle Pläne ihrer Zukunft waren ihr noch dunkel und aus dem chaotischen Gewimmel von Verwirrung und Unruhe trat nur Eines klar — Rache — Rache an Windeck.

Hören wir, wie sie das vollbrachte.

Gustav! — sagte Kathi, als Windeck den verlassenen Tisch betrachtend, seine letzten Kronenthaler wehmüthig scheiden sah, denn die letzten waren es, die er in der Hoffnung ihrer baldigen Auferstehung zur Feier seiner Glücksveränderung hingeopfert hatte, — ist es denn wahr, daß du die Tochter des reichen Roland heirathen wirst?

Aber, was thut das, Kind? erwiderte dieser, ich

mache, wie die großen Herrn, eine Parthie, um meine Verhältnisse zu arrangiren, und wir bleiben dieselben.

Nicht wahr? — setzte er kopfnickend hinzu, eine Bewegung, die nicht ganz freiwillig geschah, da der ihm innewohnende Champagnergeist sich seines Kopfes bemächtiget hatte; Windecks Kopf hatte das mit den Köpfen großer Männer gemein, daß er dem Wahlspruche: Nichts bewundern, konsequent anhängend, sich von keinem andern Geiste, als dem der Getränke beugen ließ.

Ich mache ein Haus, fuhr der gesprächige Reisende fort, gebe Gesellschaften, halte Equipagen, kurz ich werde ein gemachter Mann seyn; und Abends, wenn ich dann ein Stündchen Zeit habe, komme ich zu dir, mein Liebchen! Windecks unsichere Hand fuhr dabei über Kathis Wange.

Sie aber wandte sich zornig von ihm ab.

Du hättest sehen sollen, sprach er, immer redseliger werdend, und im Wohlgefallen über sich selbst versunken, ihren Unwillen nicht bemerkend, wie schnell ich das Jüngferchen erobert hatte, nachdem einmal mein Plan feststand, mit meiner goldenen Freiheit ihr Vermögen zu erkaufen. Ja, ja, schwatzte er, und sein vergnügtes Gesicht suchte den Spiegel und seine zerknitterten Vatermörder wurden wieder zu spitzigen Pyramiden erhöht — ja, ja, das lernt man auf der Reise, da muß man gewandt seyn, und bald der Frau vom Hause und bald dem Töchterchen die Cur schneiden, um sein Profitchen zu machen, und was erwirbt man sich nebenbei nicht für noble Bekanntschaften? Da ist ein Mal die Fräulein von Saller . . . .

Der frohe Windeck hatte gut plaudern, und die Reihe seiner Bekanntinnen und Bekannten aufzählen, Kathis Gedanken waren nicht beim Sonnenglanze seines

Ruhmes, sie waren in dem Gefilde der Rache, wo sie blutrothe Perlen der Vergeltung einfädelte.

Jetzt, nachdem ihr Plan gereift war, unterbrach sie den Schwatzenden.

Willst du mir, fragte sie, eine Gefälligkeit erzeigen?

Rede nur, erwiderte bereitwillig Windeck, willst du vielleicht Kammerjungfer bei meiner Frau werden? ich verspreche es dir, du sollst diese Stelle bekommen. Wahrlich, der Gedanke ist göttlich, lachte er, ich muß dich dafür küssen.

Laß das, entgegnete Kathi.

Sieh, in dem Buche, das ich mir vorige Woche in der Bibliothek geholt habe, steht eine rührende Geschichte von einem tapfern Ritter, der beim Abschiede seiner Magd eine Locke schenkte, die sie heilig aufbewahrte und mit ins Grab nahm. Komm Gustav! schenk mir auch eine Locke — bat sie, hinter sanftem Tone den innern Groll bergend.

Aber Katherle, spottete Windeck, wie kommst du auf solche vertrakte Einfälle, wir nehmen ja noch keinen Abschied voneinander, im Gegentheile — aber wenn du Gefallen an meinem Haare findest, schmunzelte er und strich selbstgefällig das Haar von der Stirne weg, du sollst die schönste Locke haben. Und sie trennte mit der scharfen Scheere die lieblich gekräuselte Locke von den Mitschwestern, während in Windecks Mienen Wehmuth und Vergnügen, wie die Eimer des Schmerzes und der Freude im Brunnen des Lebens auf- und niederflogen.

Und die Locke lag in ihrer Hand und sie wickelte sie sorgfältig in ein Papier ein, welches sie aus ihrer Tasche herauszog.

Er drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen und sie umarmten sich, er mit den holdesten Phantasmago-

rien seiner Zukunft, sie die glühendsten Rachepläne im Herzen.

Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

IV. Kapitel.

So groß das Gebiet der unglücklichen Ehen ist, so führen doch nur eigentlich zwei Hauptstraßen in den Ehe-Wehestand, entweder man hat aus Neigung geheirathet oder nicht.

Adam, Eva und die Schlange im Paradiese, die drei großen Mächte bei der Theilung Polens, und jede dieser beiden oben benannten Landstraßen verfahren auf dieselbe Weise, wenn man ihnen das Unglück vorwirft, das durch sie entsteht. Der eine schiebt immer auf den andern die Schuld.

Je nun, im Grunde liegt auch nichts daran, ob man auf diese oder jene Weise das eiserne Kreuz sich errungen habe, und wir können es nur bedauern, daß einerseits der Mantel der ehelichen Zärtlichkeit für die mancherlei Stürme des Ehestandshimmels nur höchst selten gehörigen Schutz und Bedeckung gibt, während andererseits der Kamin des Reichthums bei dem Mangel innewohnender Liebesgluth umsonst seine strahlenden Flammen ausströmt. Da hat man denn allerlei Experimente gemacht. Man hat den Mantel der Zuneigung mit Phantasieblumen geschmückt und die durchlöcherten Stellen mit dem Zwirn der Romantik und Sentimentalität zusammengenäht, und gegentheilig hat man künstliche Wärmekanäle von dem Kamine des Wohlstandes in die Herzen der Glückskandidaten leiten wollen. Aber beide

Versuche wollen nicht recht anschlagen, und so ist denn bis heute noch kein rechtes Mittel ausfindig gemacht worden, ein unfehlbares Eheparadies zu erschaffen.

Man wird vielleicht erwarten, daß nach diesem tadelnden Vorworte ich etwa, wie die Schöpfer der Strafrechtstheorie, selber nun mit einer Theorie von Ehestandsglückseligkeitsmachung herausrücken werde. Aber ich gedenke meinen Lesern die Mühe des Ueberschlagens, und mir die des Aufschreibens zu ersparen.

Euphrosynens Mutter hatte bis an ihr sanftseliges Ende trotz des Widerspruches aller Comptoire der Hauptstadt, und aller alten Jungfrauen behauptet, auf der zweiten obengenannten Hauptstraße direkt in das Eheunglück hineingefahren zu seyn, und deshalb ihrer Tochter ein bedeutendes Legat für den Fall ausgesetzt, daß Roland seine Einwilligung zu einer etwaigen Neigungspartie derselben verweigern sollte.

Von dieser Seite also stand den stolzesten Hoffnungen Windecks nichts entgegen. In der That aber hatte Fräulein Euphrosyne noch gar nicht daran gedacht, zu dem romantischen Stoffe ihrer Männer-Erziehung den Sauerteig philisteriöser Haushaltungs- und Verehelichungsplane zu nehmen, und es war daher keineswegs ihre Schuld, wenn ihr Gemahl in spe jetzt schon davon aufgeblasen wurde.

Euphrosyne war heute besonders guter Laune, sie sang Lieder von Göthe und Saphir, las den Hamburger Telegraphen und die neue Würzburger Zeitung, raisonnirte mit ihrer Kammerjungfer über Köln und Hannover und war nahe daran, sich trotz ihrer gestrigen Aventüre und ihres gegebenen Wortes in die patriotischen Gebrüder Grimm zu verlieben. Nebenbei dachte sie auch schon ein wenig an ihr riesiges Edukationswerk, und musterte

im Gedanken Europas ganze Literatur mit Ausnahme jener Werke, die sie nicht kannte (und deren freilich es eine große Zahl gibt), zu dem Behufe, um sie in zweckmäßiger Ordnung dem lieben Gustav zum Durchlesen, Durchstudiren und Darnachbilden zu geben.

Rosa, ihr gar niedliches Kammerzöfchen, das sich neben der hochweisen Gebieterin wie ein kleines, aber hübsches Hausgärtchen von Schwetzingen ausnahm, neben dem berühmten dortigen Hofgarten, hüpfte eben wieder herein und meldete, daß die Kathi des Kaffeewirthes drüben aufwarten wolle.

Was mag die Dirne wohl mit mir zu schaffen haben, fragte Euphrosyne — sie soll kommen.

Kathi trat herein. Sie hatte sich, man sah es ihr an, mit Aengstlichkeit geputzt, um vor ihrer Nebenbuhlerin nicht zu sehr im Schatten zu stehen. Die silberne Kette hielt das Rosamieder zusammen, das goldene Riegelhäubchen saß schalkhaft auf dem braunen Lockenbaue ihres Haares, der bunte Stoff ihrer Kleider warf grelle und weithinschimmernde Farbenstrahlen, und das seidene Schürzchen mit bauschigen Nebentaschen ließ ihr recht gut.

Ihre lebhaften Augen musterten anfangs schüchtern und niedergeschlagen, aber bald keck und kecker den verworrenen Hausrath der Besitzerin und diese selbst.

Euphrosyne, über das atlasene Unterkleid nachläßig den Berliner Schlafrock geworfen und die Haare flüchtig um einige Gruppen zusammengeflochten, die als Ruine von dem gestrigen Kunstwerke des Friseurs stehen geblieben waren, in der einen Hand Zeitschriften, in der andern Toiletten-Utensilien, bequem auf der Ottomane hingestreckt, sah sich gleichgültig die Kellnerin an.

So sehen wir oft ein Zeitereigniß, das später für uns die wichtigsten Folgen entwickelt, für unbedeutend an, so begrüßen wir gedankenlos, ja sogar oft frohlockend

den Beginn eines Jahres, das in seinem Schooße die ernsteste Umgestaltung unseres Schicksals trägt, so freut sich der Knabe bei dem Herannahen der Jünglingsjahre, deren brausende Fluthen ihm oft zum Grabe werden.

Was will sie von mir? fragte sie Euphrosyne.

Um Vergebung, gnädiges Fräulein, wenn ich störe, aber ich möchte Ihnen gerne etwas ins Geheim sagen, erwiederte Kathi mit einem Seitenblicke auf Rosa. — Rosa entfernte sich.

Die beiden Nebenbuhlerinnen standen sich nun gegenüber.

Kathi trat mit hastigen Schritten ganz nahe zu Euphrosyne, die, aufmerksam gemacht durch des Mädchens heftiges Benehmen, sie staunend betrachtete. Fräulein, sagte sie, ich bin gekommen, um Sie zu warnen, denn ich kann nicht schweigen dazu, nein, ich kann nicht schweigen, ich muß es Ihnen sagen, daß Sie ein armes Mädchen unglücklich machen und ihr den Liebhaber vor der Nase wegschnappen.

Aber was will sie denn? rief Euphrosyne.

Den Windeck will ich, eiferte Kathi, oder jetzt will ich ihn gar nicht mehr.

Wie? Windeck war ihr Liebhaber? fragte Euphrosyne heftig.

Nun, was ist denn da Unrechtes daran, schrie Kathi und stemmte die beiden Arme trotzig an ihre Hüften.

Liebst du ihn denn, Mädchen? sprach Euphrosyne jetzt in wehmüthig traurigem Tone.

Ei, das versteht sich doch, erwiederte Kathi, überrascht durch Euphrosynens Benehmen; er hat mir ja die Ehe versprochen, und ich wollte es Ihnen nur sagen, wie er so schlecht an mir gehandelt hat, daß Sie sich darnach richten können.

Euphrosyne saß in Gedanken und stützte sinnend das Haupt auf ihre Rechte, — sie schwieg eine Zeit lang. Kathi glaubte, Euphrosyne zweifle an der Wahrheit ihrer Behauptung, und holte aus ihrem Mieder ein Papier hervor, öffnete es und zeigte Windecks Locke. Sehen Sie! sehen Sie, das ist sein Haar, das hat er mir selbst gegeben, zum Beweis seiner Liebe.

Gib! rief nun Euphrosyne, riß dabei hastig die Locke aus Kathis Hand und richtete sich stolz auf. Ha, das wird eine schöne Scene geben, so will ich vor ihn treten . . . . . .

Treten Sie nur vor ihn, sagen Sie es ihm, wie er so schlecht an mir gehandelt hat, schrie ihrer Seits Kathi.

. . . . mit der Locke in der Hand, wie wird er erbleichen müssen vor diesem Verräther seiner Lügenhaftigkeit, und zeigen will ich ihm, fuhr Euphrosyne in ihrem Monologe fort. . . . . .

Ja, Sie können sie ihm zeigen, warf Kathi dazwischen,

. . . . daß es eine höhere, götterentflammte Liebe gibt.

Ei, ich weiß auch, was Liebe ist, meinte Kathi schnippisch . . . .

. . . . daß er sich nicht mehr so wegwirft. . . .

Was, wegwerfen! er hat froh darum seyn dürfen, zürnte Kathi, aber ich mache mir gar nichts aus ihm, und wenn Sie mich nicht hören wollen, auch gut. Meinetwegen können Sie ihn heirathen oder nicht, er wird schon bald genug wieder gescheut werden! — Sie stürmte fort.

Euphrosyne ging heftig und in großer Gemüthsbewegung im Zimmer auf und nieder. Rosa trat erschrokken herein und fragte die Gebieterin um die Ursache so plötzlicher Aufregung. Rosa, rief Euphrosyne, Rosa, rufe mir Windeck. Rosa ging. —

V. Kapitel.

Betrogen also! rief Euphrosyne aus, betrogen von dem, der weit unter dir steht, Euphrosyne! — Schicksal! ich erkenne deinen Wink, ich danke dir, nun weiß ich, warum ich elend bin. Ha! wie will ich ihn aussaugen diesen Schmerz, bis meine Lippe überströmt in dem Prophetensange heiliger Schmerzensbegeisterung. Wenn ich ihn von mir stoße jetzt, ihn, der mich schnöde belogen? Nein, Platos geweihte Priesterin will ich ihn in das Heiligthum der Liebe einführen, denn diese Liäson war nicht Liebe, sie war der flüchtige Kitzel der Sinnlichkeit, sie muß verschwinden in dem Augenblicke, wo er in die Sphären-Harmonie m e i n e r Liebesversicherung eintritt. Wie wird er betteln vor mir, der Niedergedonnerte, wenn ich ihm die Beweise seiner Schuld vorhaltend, den Blitzstrahl meiner Zornworte auf ihn niederschmettern werde; wie wird er einsehen, welch ein gräßlicher Unterschied zwischen der Liebe einer Gebildeten, Hochempfindenden und der Sinnlichkeit eines gemeinen Mädchens. Aber Euphrosyne, fragte sie sich plötzlich, liebst denn du ihn? Gewiß! — rief sie aus, wie begeistert im Zimmer stille stehend, mit heiliger, mit Mutterliebe, denn er ist ja mein Zögling, und wahrlich ein hübscher Junge ist er. Ihre Augen lächelten dabei, und Windecks Schönheit mochte wohl reizend ihren Gedanken vorüberziehen, während sie in freundliches Nachdenken versunken dasaß.

Unterdessen war Rosa zu Windecks Zimmer gegangen und fand es verschlossen, obwohl sie deutlich wahrnehmen konnte, daß Jemand in demselben sey. Wer nun gleich der göttlichen Muse die Kunst verstände, durch verschlossene Zimmer zu schauen, würde alsbald berichten können, was Windeck Geheimes in demselben vor-

nahm; da ich sie nun aber nicht verstehe, so kann ich es auch nicht berichten.

Es mag sich wohl mancher darüber wundern, daß diese Jungfrauen aus der alten Heidenzeit trotz der unendlichen Reihe ihrer Jahre immer noch mit ihrem Auge und ihrer Zunge aushelfen müssen, wenn der Dichter in eigener Person weder sehen noch hören kann, da man doch glauben sollte, daß ihre Augen und Zungen von dem langen Alter hätten schwächer und stumpfer werden sollen. Aber es ist ein lang erprobter Erfahrungssatz, daß im verkehrten Verhältnisse zur Schönheit mit zunehmenden Jahren auch die Frauen bissiger und scharfsichtiger werden.

Ein Anderes wäre hier auch noch zu bedenken. Unsere Dichter und Philosophen geben vor, mit den Augen der Musen so Manches im menschlichen Herzen zu lesen, von dem die freilich profanen Blicke der Anatomen, welche die fliegenden Brücken von Wallungen zu Wallungen, von Leidenschaft zu Leidenschaft, und die Höllen- und Himmelsleitern der Gefühle beinah gänzlich ignoriren, keine Ahnung haben; und so ist es denn bei uns Sitte geworden, weil wir mit unsern eigenen natürlichen Augen alle diese Herrlichkeiten nicht bemerken können, uns Alles dieses im guten Glauben aufplaudern zu lassen. Vielleicht wird diese seltne Leichtgläubigkeit erklärt, daß wir, von medizinischem Standpunkte ausgehend, das Gedichtemachen als eine Manie betrachten und dann folgerecht weiter schließen, daß der Dichter, wie mancher andere, der toll ist, oder fixe Ideen hat, ein kleines Terrain mit beständigem Geistesblicke betrachtend, in demselben vermuthlich schärfer und deutlicher sehe, als jeder Andere — doch zurück zu unserer Erzählung.

Rosa verkündete durch die Thüre die Worte ihrer Gebieterin dem Commis voyageur, und bald stand dieser,

der von dem plötzlichen Ungewitter, das an seinem Glücks-himmel emporzog, nichts träumte, vor der Geliebten.

Unser Windeck traf Euphrosyne nachdenkend auf dem Sopha sitzend, dem Spiegel gegenüber, und konnte sich nicht genugsam wundern über den sonderbaren Anzug derselben bei diesem Rendez-vous.

Du hast gestern, sagte sie, mir versichert, du habest noch nie geliebt, wiederhole es mir noch einmal, Gustav!

Gustav fiel nieder auf die Kniee, reckte die Finger zum Himmel empor und betheuerte: Ich schwöre dir, es ist dies meine erste Liebe.

Lügner! zürnte jetzt Euphrosynens Stimme; wenn ich dir nun, Verächtlicher, die Macht meines Zornes fühlen ließe und dich zurückschleuderte in den Abgrund, aus welchem ich dich erhob?

Windeck war erstaunt und stammelte verwirrt unverständliche Worte der Entschuldigung und Betheuerung seiner Unschuld.

Versuche es nur, triumphirte sie, — und der Stolz und die Schadenfreude sprachen theatralisch aus ihren Gesichtszügen, — dich rein zu waschen von der Schuld, strafe mich Lügen, wenn du es kannst, du wirst es aber nicht können. Beweise mir, fuhr sie immer heftiger werdend fort, daß diese Locke nicht von deinem Haare ist, und dabei enthüllte sie pomhaft Windecks Locke, und ich will dir glauben, dich liebend wieder aufnehmen und dich nicht verstoßen.

Windeck war stille geworden, ganz stille beim Anblicke seiner Locke. Die letzten Worte der Drohenden schienen einen neuen plötzlichen Blitz in seine Seele zu werfen, daß sie mächtig arbeitete unter der Last so wichtiger Ereignisse; ein gigantischer Kampf durchtobte sein Inneres, als ob Geständnisse Jahre lang in den tiefsten

Schachten seiner Brust verborgen, sich emporreißen wollten zum Lichte.

Euphrosynens fragendstolze Stellung, ihre blitzenden Augen, die forschend streng gleich Napoleons berühmtem Blicke ihn gefesselt hielten, bildete einen malerischen Gegensatz zu dem Anblicke des bewegten Jünglings.

Endlich faßte er sich, ein fester Entschluß sprach aus seinen Zügen, und aus seiner Stimme, in welcher der Stolz des zu hoffenden Sieges mit einer auffallenden Weiche einer nie an ihm gehörten Bescheidenheit seltsam sich paarten. Wohlan! sagte er, ich werde beweisen, was du verlangst, schwöre aber, dann mir auf ewig anzugehören.

Seine Mienen wurden jetzt immer schlauer und geheimnißvoller und ganz ähnlich denen seines Herrn Prinzipals beim Ersinnen einer unfehlbaren Spekulation.

So beweise, sagte Euphrosyne trocken.

In Windecks Zügen las man wohl, daß ihm diese trockene Antwort nicht recht genügte, viel lieber hätte er feierliche Schwüre gehört. Er nahm nun eine bedenkliche Stellung an, ungefähr dieselbe, die ein Wechsler hat, wenn er einem Studenten etwas auf das Ehrenwort borgen soll. Zuletzt aber gewannen seine Züge den früheren heroischen Ausdruck wieder. Er griff entschlossen an seinen Kopf, spaltete eine Locke seines Haares, machte eine Bewegung mit seinem Daumen und sieh' da! von seinem Haupte fiel — die zierlichste Perücke herunter, und statt des früheren Lockenwaldes sah man eine einsame, weite, weiße Steppe, einen verwaisten Kahlkopf.

Windeck wollte sprechen, Euphrosyne aber stieß einen schrecklichen Schrei aus und fiel beinahe ohnmächtig auf das Sopha.

Gehe! gehe! rief sie in den heftigsten Zuckungen des

Abscheues: — ich kann dich nicht erziehen — kann keinen Kahlkopf lieben.

Windeck entfernte sich trostlos.

Euphrosyne setzte sich nieder und schrieb eine Novelle vom gebrochenen Herzen.

Windeck aber war des andern Tages verschwunden. Man hörte lange nichts von ihm; später wollten seine Gläubiger, die ihm nachspürten, erfahren haben, er konnditionire jetzt in Frankfurt a/M.

Poesie und Philisterthum.

> Ja Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen, und dem flüchtig Vergänglichen.
>
> Bettina.

I.

Der Tanz hatte heute die Jugend zum Feste geladen, und in köstlich geschmückten Sälen die geliebte Freundin empfangen. Der alte joviale Mann ließ aus allen Ländern Europas seine Söhne und Töchter zur Zierde des Festes zusammenberufen, und sie alle waren erschienen, die lebensfrische, wildtaumelnde Französin Gallopade, die stolz graziöse Polonaise, der lüstern ungestümme Fandango, der deutsche jugendwarme Walzer und die phantastische griechische Tochter, um anmuthreiche Figuren auf dem Teppiche des Saales zu wallen. Auch hatte die Begleiterin des Tanzes, die sinnige Musik, die Kinder ihres muntern Wiener Sohnes zum

Feste geschickt, daß sie mit schelmisch lüsternen Harmonien die Guirlanden des Tanzes umketten sollten.

Endlich kam sie die liebliche Jugend, des Tanzes gefeierte Freundin, sie kam, ganz Freude, ganz Lust, ganz Jubel. Die alte Gouvernante Etikette mußte zu Hause bleiben und konnte nicht mit dem strengen Fächerschlage des Geziemens die naiven Ergüsse der Freudetrunkenheit ihrer Pflegetochter hindern. Seht, wie er sie liebt, der freundliche Tanz die muntere Jugend, wie er es versteht, jeden ihrer Blicke zu deuten, wie er rasch in die lichtesten Farben der Wirklichkeit kleidet, was erst noch Ahnung ihrer Brust war.

Aber die Jugend thut anch nichts ohne ihren Freund, nur durch seine Vermittlung wird das Mädchen Jungfrau und Geliebte, der Jüngling geliebt und liebend. Heute war sie pracht- und lustgeschmückt bei dem Feste erschienen. Welche Schaar junger Mädchen, die alle, wenn gleich in den verschiedensten Zügen das Visum der Schönheit in ihrer Erscheinung tragen! Du erschrickst in heiliger Liebe vor dem strengen majestätischen Blicke dieser Brünette, und möchtest die Flammen deiner Augen mit den Gluth-Augen dieser Schwarzgelockten vermählen. Und diese ernste Heilige hier mit den blondgelben lang abwallenden Locken, und dem bescheidenen Veilchen ihres Auges! Die Erkenntnißliebessonne warf noch nicht ihre verklärenden Strahlen auf die verschämten halbverschlossenen Augenwimpern jenes sechzehnjährigen Mädchens dort, das halb sinnig, halb träumend in das Gewühl der Tanzenden hineinschaut. Betrachtet sie wohl die Jünglinge und hält die Wage des Urtheils in den Fingern ihres Geistes? Wahr ist es, schwer ist die Wahl; hier der Ausdruck männlicher Kraft, dort der fein unterscheidenden Weltkenntniß, hier herzgewinnende Offenheit, dort interessante Schalk- und Gewandtheit.

Emma hat endlich das Ziel ihres Suchens gefunden. Der dort dem Tanze trotzend mitten unter den Fröhlichen ein Ernster steht, ein Versteckter mitten unter dem ausgesprochenen Gefühle, ein Sparsamer mitten unter der Verschwendung der Hingebung, hat das reizende Mädchen aus seinen Betrachtungen geweckt, und hält ihre Gedanken jetzt gefangen. Nachlässig lehnt er sich an die blumenumwundene Säule, seine Blicke fliegen stolz über die Menge hinweg, als ob er sie zu überschauen denke, und an ihrer Freude die Sonde seiner Menschenkenntniß legen wolle, und sein schön gebildeter Mund zieht sich gewaltsam hinab in die Furchen des Spottes. Ist es Freude, ist es Schmerz, ist es Lachen oder Weinen, das so plötzlich, wie ein flüchtiger Geist über seine Mienen hinwegschlüpft?

Sie tanzen nicht, Vetter? fragte Emma.

Ich taumle so genug, erwiederte Arthur. Der Tanz ist die barockeste Jakobsleiter in den Himmel der Gefühle, und ich möchte nie mich in so süßen Schlaf einlullen, um nicht beim Erwachen die zerflogenen Himmelsträume desto schmerzlicher entbehren zu müssen.

Wie meinen Sie das?

Sehen Sie, Emma, wie Ihre Augen funkeln, wie die Freude Ihre Brust hebt, und dabei führte er sie zu einem der breiten Wandspiegel des geschmückten Saales. Emma erschrack vor sich selber. Das zur Sittsamkeit und Zurückgezogenheit erzogene Mädchen schauderte vor ihrem eigenen Bilde zurück, aus welchem der Taumel ungezügelter Freude deutlich sprach.

Arthur betrachtete sie lächelnd.

Ja, ja, sagte er, es ist ein Mißgriff, in einen Tanzsaal gehören keine Spiegel. Aber jetzt werden Sie mich wohl schon besser verstehen. So eben haben Sie

vergnügt und gutmüthig Ihre Blicke auf Ihren Tänzer gerichtet, zutraulich den Arm in den seinigen gelegt, und im lebhaften Wechselgespräche Scherz und Ernst mit dem ausgetauscht, den sie nicht kannten; aber morgen, Emma, wenn Sie ihn auf der Straße treffen, werden Sie ihn kaum mehr beachten; Ihr Auge wird sich schüchtern niederschlagen vor dem, dem Sie heute keck entgegenblickten, nicht mit einem Finger dürfte er Sie berühren, der so eben den Arm um Sie schlang, und ein leichtes Kopfnicken wird vielleicht seinen Gruß erwiedern. Siehe da, welcher Wechsel! heute Freiheit und Kosmopolitismus, morgen Despotismus und Egoismus.

Emma hatte dem Vetter ziemlich aufmerksam zugehört, doch mochte sie seinen Ideengang wohl noch nicht ganz begreifen. Aber, lieber Vetter, sagte sie jetzt, Sie werden doch nicht verlangen, daß ich auf der Straße einem wildfremden Menschen Rede stehen soll? Auf dem Balle da ist es etwas anderes, da kann man ja nicht unhöflich sein, und überdies ist ja die Mutter da.

Die Sie täuschen, Emma.

Wie kommen Sie nur auf solche Gedanken, Vetter? ich bin heute recht vergnügt, und habe gar nicht Zeit dazu, an solche Dinge zu denken.

Arthur lächelte.

Eben deshalb, weil Ihre ganze Seele nur Freude denkt, täuschen Sie Ihre Mutter, Emma.

Wie so?

Ich will, um Ihnen die Sache deutlicher zu machen, mit Ihnen auf das Comptoir Ihres Vaters gehen. Denken Sie sich, er gäbe Ihnen Waare, die Sie statt seiner verkaufen sollten, und Sie würden bei der Gelegenheit, wo Sie die anvertraute Waare losbringen könnten, statt derselben ihre eigenen verkaufen. Das Bild ist freilich etwas merkantilisch, aber es ist von

dem Comptoire Ihres Vaters, spöttelte Arthur in sich hinein. Doch sagen Sie, würden Sie da wohl Ihren Vater täuschen?

Nun ja.

Diese prächtig geschmückten Säle, fuhr Arthur weiter fort, sind aber nichts Anderes, als ein großes Waarengewölbe; Frau Mutter ist die Verkäuferin, die ledigen Herren sind die Käufer, und Sie selbst, Fräulein, sind die, wenn gleich recht werthvolle, Waare. Ihr Mädchen möchtet eure Hand gern verschenken, und sie dem ersten Besten, der euch gefällt, zuwerfen; die Mütter aber sind schlauer, die wollen euch nicht umsonst aufgezogen haben, da wird denn um eure Hand geschachert; Versorgung, Reichthum, Amusement werden zu höheren und niederern Preisen angeschlagen, bis die Summe voll, und man des Handels einig ist. Arthur lachte heftig laut.

Aber so arg ist es doch nicht, entgegnete Emma. Die Eltern meinen nur, daß man auch sorgen müsse für das Alter, und daß die Liebe zum Glücklichwerden wohl nicht hinreiche.

Und nehmen uns deshalb die Liebe, sprach Arthur. Der Schluß ist köstlich; weil die Liebe zum Glück nicht hinreicht — keine Liebe. Im Grunde haben Sie auch recht, lieber vollkommener Mangel, als Mangel an Vollkommenheit. Was soll auch die geniale Göttin Liebe an dem Pfluge der Haushaltungssorgen und auf der Kothstraße des trivialen Lebens?

Arthur schwieg. Emma blieb gedankenvoll bei dem Vetter stehen. Die Worte desselben hatten ihr viel zu viel zu überlegen gegeben, als daß sie das Gespräch sogleich wieder fortsetzen wollte.

Arthur deutete auf die Tanzenden, und fuhr in aufgeregter Stimmung fort:

In der That, unsere Bälle sind vollkommenere Frauenbazare, als man bei den Türken findet. Der Türke versteht es nicht, seine Waare in ein vortheilhaftes Licht zu stellen. Der alberne bindet die Sclavinnen, deren Reize uns entzücken sollen, er hemmt die Maschine, deren Wunderkraft uns gewinnen soll. Ganz anders der schlaue Occidentale. Ihr Mädchen seyd fröhlich, und entfaltet als Schauspielerinnen wider Willen die verborgensten Reize eueres Gemüths, und Sinnenlebens in dieser Athmosphäre, ach! und überseht die schlauen Blicke euerer Eltern, die sich darüber freuen, daß ihr ungebeten euere Reize den Käufern so glücklich entfaltet. O ihr seyd sehr elend, ihr Occidentalinnen, deren Seelenleben von Berechnung, Etikette und Gefühl grausam zerrissen wird. Ich wenigstens, schloß er mit lautem bitterem Tone, danke, wie die Juden, täglich Gott, daß er mich nicht zum Frauenzimmer gemacht hat.

Eine neben ihm stehende Dame hörte diese letzten Worte, und fragte ihren Tänzer ziemlich leise, aber doch noch Arthurn verständlich, nach dem Namen des so lebhaft sprechenden jungen Mannes.

Der Angeredete, ein Jüngling mit hübscher Frisur, Schnurrbart und goldener Kette, entgegnete: Es ist der Vetter des Banquiers Rosa, zuckte die Achseln und setzte leiser hinzu: er ist etwas überspannt.

Arthur hörte es, drehte sich um, lachte seinem Nachbar ins Gesicht, machte ein Compliment und entfernte sich.

Emma aber machte heute Nacht vor dem Schlafengehen, als sie in ihrem Gedächtnisse die Begebenheiten des Ballabends nochmals vorüberziehen ließ, einen rothen Strich unter den Namen ihres Vetters, und legte sich mit den Worten zu Bette: Vetter Arthur ist doch recht interessant.

II.

Schön ist Sonnenaufgang, die Königin des Lichtes verklärt und erhebt Menschengefühl, wenn sie den Himmel verklärend den Tag begrüßt; schöner, Seelensonnenaufgang, wenn aus der Dämmerung der Kinderjahre sich das goldene Licht des Erkennens und des Sichbewußtwerdens der Gefühle entwickelt und seine rosigen Strahlen ausströmt über die Menschenbrust; am schönsten Seelensonnenaufgang in dem reinen unschuldsvollen Busen einer Jungfrau. Arthur genoß dieses entzückenden himmlischen Anblicks. Emma ist nicht mehr das kindlich naive Mädchen, wie wir es auf dem Balle verließen; denn gefallen ist das Kleid zutraulicher Unwissenheit, das jenen Jahren so gut stehet. Vetter Arthur ist geschäftig gewesen. Er hat das klare Glas ihrer Anschauungsweise zu dunkeln versucht, sie aus dem naiven Auffassen ihrer Umgebung gerissen, und Tugend und Laster der Menschen in Michael Angelos gigantischer Gestaltung ihrer Betrachtung vorgeführt. Er mußte staunen über das Seelenleben dieses Mädchens, das mit einer wunderbaren ihr innewohnenden Harmonie die Verzerrungen nnd Zerwürfnisse der Außenwelt stets in ein glückliches Gleichmaß zu bringen verstand. Es that ihm wehe, diese glänzenden Farben, mit welchen noch nie getäuschte Jugendhoffnung sich ihre Umgebung und die Zukunft ausgemalt hatte, trüben zu müssen mit dem Pinsel seiner Anschauung, der in das hoffnungsloseste Grau mißgestalteter Wirklichkeit getaucht war. Wenn er so bei ihr saß, wie sie von den Menschen sprach, und vertrauens- und unschuldsvoll die schönsten Blumen der Tugend auf dem schmutzigen Acker der Gesellschaft zu finden wähnte, und er im Begriffe war, ihr die Wahrheit, die düstere, nackte Wahrheit in ihrer ganzen

Grausamkeit zu zeigen, fühlte das Herz des menschenverachtenden Arthurs sich seltsam bewegt, und er glaubte wieder an Liebe unter den Menschen. Er glaubte, er könne Emma lieben; ja manchmal überredete er sich, er liebe sie wirklich, und war glücklich in diesem Glauben; denn das wild ungestümme Treiben seines Gemüthes hatte dadurch nun ein Ziel und einen Haltpunkt gefunden. Emma dagegen war ihrem Vetter herzlich zugethan, vielleicht liebte sie ihn auch, aber sie wußte es nicht — denn sie hatte noch nie daran gedacht, nach dem Namen der Gefühle zu fragen, die sie glücklich machten.

Arthur saß eines Abends an seinem Schreibtische und arbeitete. Es war eine Idylle, die er angefangen hatte, alles Unstäte und Wilde sollte dieser Dichtung fern bleiben, und dargethan werden, daß die seltene Blume des Glückes am lieblichsten in dem bescheidenen Thale der Zufriedenheit erblühen könne. Aber wie er es auch anfing, es gelang ihm nicht. Immer sprang sein Geist über die selbstgezogenen Schranken hinüber, und erhob sich auf lyftigen Stufen bis zur Glanzeshöhe der Unumschränktheit und des stolzen Ueberblickens alles Menschlichen. Unmuthig warf er zuletzt die Feder hinweg. Es geht nicht! rief er aus, wie soll die Poesie auf diesem engbegrenzten Raume sich ihre duftige Wohnung bauen können! Die Ketten der Alltäglichkeit fesseln zu drückend das Götterkind, und in dem Kothe der Sorgen um niedere Lebensbedürfnisse beschmutzt es seine Flügel. Und die Liebe ist der Dichtkunst edelste Tochter, sie stirbt, wie ihre Mutter, an dem Staube der Lebens-Heerstraße.

Diese Betrachtungen hatten den jungen Mann in dem Zimmer auf und nieder getrieben, und er verließ jetzt dasselbe, um unter dem sternenhellen Horizonte die verlorne Ruhe des Gemüthes wieder zu finden. Er

eilte rasch durch die Straße; ihm begegnete ein alter Mann, ein Bekannter seines Vaters. Arthur ging ihm vorüber, ohne ihn zu beachten. Wo hinaus so schnell, Herr Arthur? hielt ihn des Mannes wohlbekannte Stimme an.

Es ward mir in der Stube zu enge, ich mußte in das Freie; und wo gehen Sie denn hin?

Ich gehe so in mein Kaffeehaus, erwiederte der Angeredete; ich komme dort um die bestimmte Stunde hin, habe meinen alten Platz, lese die Zeitungen, und gehe um zehn Uhr wieder regelmäßig nach Hause. Aber Sie verzeihen, Herr Arthur, ich muß jetzt fort, der Marqueur erwartet mich pünktlich, er müßte sonst einem Andern die Zeitungen geben.

Der alte Mann entfernte sich.

Dummer Gewohnheitsmensch, schalt Arthur, so treibt er es schon zwanzig Jahre, und ist richtig der Karrengaul seiner Gewohnheiten geworden.

Doch da kommt unser lustiger Freund Kammergerichts-Assessor Zaller.

Wo hinaus, Freund? rief ihm Arthur schon von der Ferne entgegen.

Laß mich, erwiderte jener, ich muß noch auf das Gericht, wir haben heute einen wichtigen Kriminalfall gehabt.

Triumph! rief Arthur freudig aus, also gibt es noch Menschen, die den Muth haben, die Schlafmütze des gewöhnlichen Lebens von ihrem Haupte zu werfen, die über die bürgerlichen Grenzlinien hinüberspringen, und die Phantasie mit dem Leben vermählen wollen; aber, rief er lachend, man nennt sie Verbrecher und sperrt sie ein. Versteht sich, wie könnten die Drahtpuppen der vom Vater ererbten Lebens- und Anschauungsweise es zugeben, daß Einer gerade und selbstständig gehe in ihrem Lande. Das wäre ja gegen alle Sitte und Recht.

Aber Arthur, ich glaube, du bist närrisch geworden, entgegnete der staunende Kammergerichts-Assessor, an Allem dem, was du da herphantasirst, ist ja kein wahres Wort. Ein hiesiger Kupferstecher hat es sich beigehen lassen, falsche Kassenscheine zu machen, das ist mein ganzer Kriminalfall."

Arthur preßte die Lippen über einander und ging weiter, ohne dem Assessor mehr zu antworten.

Es war gerade Theaterzeit.

Arthur gerieth unbemerkt hinter einen seiner Bekannten, der ein hübsches Mädchen begleitete. Er hörte leise und heftige Worte. Es waren Liebesworte.

Arthurs Herz lechzte nach solcher Speise; ist doch die Liebe die Erlöserin allein, welche der Phantasie den Hafen öffnet, und den Leidenden, von dem Zwange des Vernünftelns Angeketteten, gewaltsam hinausreißt in die Freiheit des Geistes und des Gemüthes.

Er lauschte.

„Du liebst mich, Therese?" fragte der entzückte Jüngling.

„Innig," versicherte die Angeredete, „aber ich bitte dich, Ferdinand, geh jetzt von mir, denn du siehst ja, wie viel Leute ins Theater gehen, man könnte uns belauschen, und es dem Vater berichten."

Ferdinand entfernte sich traurig.

Arthur eilte mürrisch von dannen.

Der Himmel hatte sich mit Wolken umzogen. Dumpfer Donner hallte von der Ferne her, und grell aufflammende Blitze zeigten einen schwarz umwölkten Horizont. Arthur freute sich auf das Gewitter. In dem Kampfe der Elemente liegt etwas Großartiges und Erhabenes, und die gigantischen Gesetze der Orkane spot-

ten der Pygmäen-Einrichtungen der Menschen. Bald stürzten Regenströme vom Himmel hernieder, und Donner und Blitz wetteiferten, Ohr und Aug zu erschrecken und zu betäuben. Arthur stand unerschüttert. Er lachte über die Menschen, die zagend vorüber liefen, oder sich unter einem Giebeldache sicherten, er war mehr als sie, er trotzte den Elementen. Da drang ein jäher Schmerzstrahl durch seinen Körper, er hatte den Rheumatismus vergessen, von dem er sonst heimgesucht ist. Zähneklappernd vor Zorn und Frost suchte er die Wohnung eines Freundes. Roses Wohnung war die nächste. Er stieg die Treppe hinauf. Man meldete ihn. Emma war allein zu Hause, sie sprang ihm liebevoll entgegen. Sie war nicht bürgerlich, sonst hätte sie sich gescheut, ihn zur Nachtzeit in Abwesenheit der Eltern zu empfangen.

Der Gedanke entzückte Arthur, er ward wieder Lust und Leben.

Gut, daß Sie kommen, rief sie aus, wie oft habe ich heute an Sie gedacht, und mich nach Ihnen gesehnt. Sie sollen mir rathen. Arthur! die Vermögensverhältnisse meines Vaters sind in Abnahme gekommen; der Hartung, Sie kennen ihn ja, der schöne reiche Mann, der den glänzenden Laden dort an der Ecke besitzt, freit um mich, meine Eltern wollen, ich solle ihn heirathen, er könne sie stützen. Arthur, was soll ich thun?

Fein brav seyn, erwiederte Arthur mit bitter sarkastischem Tone, und ihn heirathen, auf daß der Spruch der Bibel erfüllt werde, und die Goldstücke Ihres Vaters sich wieder vermehren und die Erde füllen.

Arthur stürzte fort. Erschöpft an Geist und Körper kam er nach Hause.

III.

Und so ward denn die liebliche Emma die Braut des reichen Hartung, der den glänzenden Laden an der Ecke des Marktes besitzt.

Als die lästigen Förmlichkeiten der Verlobung vorüber waren, und Emma allein war, trat sie vor den Spiegel, um zu sehen, welche Aenderungen der neue Stand in ihren Mienen hervorgebracht hatte. Sie versuchte zu lächeln, aber sie vermochte es nicht. Unbemerkt stahl sich eine Thräne aus ihrem Auge. War es der Abschied von ihren Mädchenjahren, war es der im Hintergrunde lauernde Gedanke, daß der Bräutigam doch ganz anders sey, als die Träume ihrer Jugend sich ihn ausgemalt hatten, der diese Bötin der Wehmuth in ihr Auge führte? Emma schloß sich bald und willig ihrem Bräutigam an. Hartung war ja herzlich gut, und verstand er es auch nicht, die zarten Empfindungen ihres Gemüthes zu würdigen, und verletzte auch manchmal eine etwas plumpe Aeußerung die Feinfühlende, so versöhnte sie doch immer wieder die aus allen Worten und Handlungen Hartungs deutlich sprechende Liebe zu ihr.

Sie wußte und fühlte es deutlich, daß sie über Hartung geistig erhaben sey, und daß sie nicht die Ansprüche von Geistesgewandtheit und Ueberlegenheit an ihm machen könne, die sie so gerne an dem Manne ihrer Wahl, der sie das ganze Leben hindurch lenken und leiten sollte, erblickt hätte; aber der Gedanke, durch diese Verbindung den Wohlstand ihrer Eltern wieder herstellen zu können, entschädigte sie hinlänglich für dieses Opfer.

Arthur sah die Sache anders an. Er knirschte mit den Zähnen, als er die Nachricht ihrer Verlobung erfuhr. Ihm war der Gedanke unausstehlich, daß das holde Mädchen dem Reichthume ihres Vaters geopfert

werde, und all die herrlichen Anlagen, die Emma besäße, unentfaltet in einer trüben Rechenstube oder in einem mit modischen Puppen ausstaffirten Salon verkümmern sollten. Der Verlust erhöhte Emmas Reize in ihm. Er machte sich Vorwürfe, daß er die nun für ihn Verlorene nicht früher in ihrem ganzen Werthe erkannt, und wie er jetzt glaubte, schon lange die in ihm regen Liebesgefühle nicht ausgesprochen habe. Er zürnte mit sich selbst, er zürnte mit Emma, daß sie ihn nicht verstanden habe, er zürnte mit Hartung, daß der Flache ihm feindlich in den Weg getreten sey, und war unzufrieden über Alles. Fast jede Gesellschaft war ihm unausstehlich, keine Unterhaltung konnte ihn mehr fesseln, und sonst schon gewöhnt, die kranken Flecken der socialen Zustände begierig aufzusuchen, gefiel er sich nun in der grellsten Ausmalung der Unnatürlichkeit unserer jetzigen Verhältnisse. Mitten im größten Ernste des Gespräches goß er plötzlich über die wichtigsten Angelegenheiten die schärfste Lauge paradoxer Behauptungen aus.

Und wieder lockte der freundliche Tanz die freudeliebende Jugend in seine hell erleuchteten Säle.

Emma stand wieder vor Arthur, der mit demselben Mißmuthe, wie einst, in das Lustgewoge der Tanzenden blickte. Aber Emmas Züge hatten sich unterdessen glänzend entfaltet. Heitere Freundlichkeit, sinniges Auffassen der Umgebung, und ein tiefer, heiliger Ernst sprach aus den Zügen der reizenden Jungfrau.

Arthur, woran dachten Sie? fragte Emma.

An die Wahrheit meiner auf dem letzten Balle aufgestellten Behauptungen, entgegnete Arthur.

Emma schlug verwirrt die Augen nieder.

Arthur blickte sie scharf an, und verhehlte den Ausdruck des schmerzlichen Hohnes nicht, der aus seinen Augen und Mienen sprach.

Lieben Sie die Blumen, Emma?

Wie kommen Sie zu dieser Frage?

Weil es sowohl Liebe als Grausamkeit seyn kann, was diesen Strauß der schönsten an Ihren Busen befestigte. Es ist Liebe, daß Sie sie in so entzückende Nähe bringen, aber es ist auch Grausamkeit, denn so entzükkende Athmosphäre muß sie tödten. Aber es kann auch Gefallsucht seyn, und vermuthlich ist sie es, welche diese Blumen pflückte und befestigte. Ach! die Blumen stehen Ihnen gar zu gut. Was kümmert Sie es, ob sie sterben oder nicht, wenn sie nur gut kleiden.

Arthur, wer gibt Ihnen das Recht, mich so zu peinigen?

Emma!

Emma ward glühend roth.

Ja, ich bin sehr glücklich, Fräulein, sagte eben Emmas Bräutigam zu seiner Tänzerin, und stellte sich vor seiner Braut und Arthurn in die Kolonne.

Hören Sie, Emma!

Warum tanzest du nicht, Emma, die jungen Herrn werden sich über dich beklagen.

Emma schwieg.

Hartung tanzte weiter.

Ihr Herr Bräutigam sagt Ihnen treffliche Complimente, Emma; man sieht es, Ihre geistreiche Nähe hat ihn angesteckt.

Arthur, Sie sind boshaft.

Soll ich Ihnen vielleicht auch Complimente machen, wie Ihr Herr Bräutigam?

Die Ihrigen würden nicht so harmlos seyn.

Sie lieben also Zucker ohne Kalmus, lachte Arthur, geben Sie Acht, Sie werden sich die Zähne verderben.

Es wäre gut, wenn Sie sich die Ihrigen schon längst verdorben hätten, Sie würden dann weniger bissig seyn.

Das ist mein größter Stolz, daß ich es bin, und daß sie meine freie Brust noch nicht einschnüren konnten in die Zwangsjacke des Anstandes, daß ich noch kein gesittet artig Kind ihrer Ansichten geworden bin, und daß ich der Etikette und den tausend Rücksichten in das Gesicht lache; aber Ihnen freilich ist die Kette des Philisterthums zur Rosenkette geworden, welche Sie an einen so liebenswürdigen Mann knüpft.

Ja, das ist er mein Bräutigam, recht gut ist er und recht freundlich, erwiederte Emma, mit weicher, rührender Stimme.

Sie werden recht glücklich werden, ich gratulire, entgegnete plötzlich lächelnd Arthur. Sie haben Recht gehabt, Mühmchen, die Sonne Ihres Glückes in der reichgefüllten Kasse von Hartungs Comptoir zu suchen. Sonst wohl habe ich von Mädchen geträumt, die Muth genug hätten, das Schiff ihres Lebens durch den gigantisch mächtigen Rheinfall zu lenken, die sich gelangweilt hätten, wie Beate in der Fabel an der ewig glatten See des Schicksals, aber diese Träume sind mir längst vergangen, unsere Mädchen denken an andere Dinge; ich kann mir recht gut vorstellen, wie Emma, zum Beispiele, sich des Pantoffels bemächtigen wird, mit dem guten Herrn Gemahl so recht bequem Kaffee trinkt und spazieren fährt, und Silbergeräthe und feine Wäsche sich in die Haushaltung anschafft.

Arthur blickte unmuthig zur Seite, und hie und da, fuhr er in gesteigertem Affekte fort, wird man Vetter Arthur zu Tische einladen, und Vetter Arthur wird kommen in seinem besten nur wenig abgeschabten, schwarzen Fracke und in seiner zahmsten Laune; er wird die Madame Hartung nach der Gesundheit fragen, und ih-

ren neuen seidenen Ueberrock bewundern, die Kinder in der Geographie examiniren, und mit dem Herrn Vetter vom Wetter reden.

Sie sind fürchterlich, rief Emma.

Arthur ergriff ihre Hand und preßte sie heftig. Emma! als neulich Ihr Vater den wundervollen Kupferstich in Ihrem Zimmer an einen Trödler verkaufte, der ihn nicht zu schätzen verstand, da ärgerte ich mich; Emma, Sie sind mir mehr werth, als jener Kupferstich. Ich ärgere mich, wenn ein Stümper auf meinem Wiener Flügel klimpert und Sie verargen es mir, daß ich vor Wuth knirsche, wenn Emma mit ihren herrlichen Anlagen — Emma Sie sehen, ich kann auch Complimente machen — in eine Trödlerbude verschachert wird.

Und wer sagt Ihnen denn, daß Hartung wirklich so ist, wie Ihre übersprudelnde Phantasie ihn schildert?

Arthur zuckte die Achseln. Emma Sie werden falsch, Sie glauben selbst nicht, was Sie sagen. Sehen Sie ihn dort, wie er so zufrieden und selbstgefällig Süßigkeiten über seine Nachbarin ausschüttet, sehen Sie die Lust, mit welcher er gedankenlos auf dem Strome der Alltäglichkeit hinschwimmt, und fragen Sie mich nicht erst, ob ich Recht habe mit meiner Schilderung?

Emmas verlegener Blick suchte den Boden. Sie sann nach über eine Antwort. Endlich brachte sie halb stotternd vor: Und wer sagt Ihnen denn, Vetter, daß man mit diesen Menschen, die nichts von euern hochfliegenden Ideen wissen, nicht glücklicher lebe, als mit euch? Ihr macht große Ansprüche an die Frau euerer Wahl; euere Leidenschaften sind heftig, aber je heftiger und glühender sie sind, desto rascher entfliegen sie. Hartung macht keine Ansprüche an mich, als Treue und Liebe, er selbst wird mich weniger glühend, aber desto beständiger lieben, als es einer euerer Großgeister je thun würde.

Emmas Stimme an Anfange dieser Rede leise und gebrochen, hatte immer mehr und mehr an Festigkeit gewonnen, und man sah es ihr an, daß die Anfangs nur zur Lüge ersonnenen Worte ihr später selber Ueberzeugung brachten.

Arthur glühte, ihr Einwurf war treffend, das fühlte er, und dieser plötzliche Strahl der Wahrheit brachte den Sichern und Uebermüthigen in Verwirrung. Er schwieg und seine Blicke wollten verlegen denen Emma ausweichen, aber sein ihm zur Gewohnheit gewordener Hang zur Beobachtung lenkte unwillkührlich seine Augen noch einmal zu ihr zurück, und ein unbeschreiblicher über ihr ganzes Wesen ausgegossener Liebreiz fesselte sie dort.

Glauben Sie wirklich, fragte er mit milder versöhnender Stimme, daß Sie mit Hartung glücklich werden?

Emma erwiederte rasch, und beinah verdrossen: ja. Aber eine Thräne, die an ihrer Wange hing, strafte ihre Worte Lügen.

Arthur bemerkte die Thräne; schwarzer Ernst legte sich in seine Züge, und ein bitterer Mißmuth sprach aus seinen Mienen. Er wendete sich rasch um, und sagte, sie scharf fixirend — gute Nacht, Base.

Emma verfärbte sich, sie kannte Arthur zu gut, um nicht die Ursache seines Unwillens zu errathen.

Arthur, wenn Sie wüßten —

Daß ich die Blumen, fiel Arthur ihr in die Rede, nur deßwegen an meinen Busen befestigte, um mir das grausame Vergnügen zu machen, ihnen das Glück der Liebe zu zeigen und sie dann zu morden; nicht wahr, Emma, das wollten Sie mir sagen?

Arthur!

Gute Nacht.

Und der glückliche Hartung führte Emma nach Hause. Er war seelenvergnügt, er erzählte, was er mit diesem und jenem Mädchen geplaudert, daß der Champagner so gut war, wie er Hoffnung habe, mit dem Kaufmann Lotter ein vortheilhaftes Geschäft abzuschließen, und wie man überall von den guten Eigenschaften seines Bräutchens rede.

Emma sagte gar nichts.

Als sie nach Hause gekommen war, warf sie sich auf ihre Ottomane und weinte.

Es war ein schönes Bild, das liebliche Mädchen mit dem glänzenden Ballstaate in Thränen gebadet. Arthur hätte sich wohl gefreut, wenn er das gesehen hätte. Arthur aber saß in seinem Schlafzimmer, das Haupt auf der geballten Faust gestützt, und verfluchte die Menschen und ihre Leidenschaften.

Hartung hatte sich ruhig niedergelegt, und träumte von seiner Braut.

IV.

Die Liebe malt mit schimmerndem frischen Farbenglanze das Bildniß des Geliebten. Die geniale Künstlerin sitzt nicht ängstlich an der Staffelei, und lauscht nicht Zug vor Zug der Natur ab, die heilige Einheit des Ganzen tritt auf einmal harmonisch und gestaltet vor ihre Anschauung. Und wie sorgsam wacht sie dann über das einmal vollendete Bild des Geliebten, daß ja kein schmutziges Stäubchen der Außenwelt das Heiligthum beflecke und verderbe. Wehe aber, wenn feindliche Gewalten die Sorge der Liebe täuschend das Gemälde beflecken; bemüht sie sich dann auch rastlos, den alten Farbenglanz wieder herzustellen, ihr Mühen ist umsonst, es verschlimmert nur. Die Liebe ist aber die egoistischste

Künstlerin, sie liebt nur den, der ihre üppige Farbenpracht verklären kann; und mit dem Gemälde wirft sie den Gegenstand ihrer Zuneigung weg.

Die arme unglückliche Emma fühlte jetzt zum erstenmale all die Schmerzen eines gewaltsam verhehlten Seelenleidens. Sie liebte Hartung nicht mehr, er war ihr verhaßt geworden, sie erschrack, wenn sie ihn sah, und jedes zu ihm nothgedrungen gesprochene Wort machte ihre Seele krank, und vergrößerte ihren Haß. Das ganze Leben lag allen Schmuckes entkleidet vor ihr, und der einzige Zielpunkt ihrer Hoffnungen, der nun heißgeliebte Arthur rückte immer weiter und weiter in die Ferne. Stundenlang saß sie in ihrem Zimmer und dachte an ihn. Sie wiederholte die Worte, die er gesprochen, und suchte lange und ängstlich in ihrer Seele, bis sie einen Widerklang derselben in ihr gefunden hatte, und war dann entzückt über ihre Sympathie mit ihm. Ueber ihre Lage dachte sie nicht nach, sie scheute die Wirklichkeit, die mit peinigenden Eindrücken sie verfolgte. Wenn Arthur kam, und er kam jetzt öfters, schlug zwar Gewohnheit und die innere Stimme der Sitte die heiße Gluth ihrer Liebe etwas nieder, aber der scharfblickende Geliebte errieth leicht die schlechtverhehlten Flammen.

Arthur dagegen war selig. Das Verhältniß mit Emma, das wie mit künstlicher Autorenfertigkeit angesponnen, sich nun immer mehr und mehr verwickelte, entzückte ihn. Die Braut eines andern liebte ihn, die Situation war göttlich, das Spiel höchst interessant. Nun hatte er Poesie im Leben und für alle seine Leidenschaften einen Anhaltspunkt gefunden. Auch er dachte darüber nicht nach, was das Ende dieser Verkettungen seyn würde. Die Gegenwart machte ihn glücklich, er fürchtete jede Katastrophe, denn er wollte keine Zukunft. Was konnte sie ihm bringen? Emmas Hochzeit mit Har-

tung? Der Gedanke war ihm unausstehlich. Eine Auflösung dieser Verbindung? Er glaubte nicht daran. Emma schien ihm zu schwach dazu.

Er überredete sich, er liebe Emma wirklich, seine Worte wurden süß und zärtlich, und eine milde Rührung gesellte sich seinem Spotte bei, der nur Hartung noch mit ungeschwächter Schärfe traf.

Hartung war einige Tage abwesend.

Emma mußte eine Freundin besuchen. Arthur wollte die Heimkehrende abholen und nach Hause begleiten. Das Wetter war stürmisch, der Regen schoß in Strömen hernieder. Arthur in seinem Mantel eingehüllt, stand unerschüttert von den Unbilden des Sturmes auf der Straße, vor dem Hause von Emmas Freundin.

Er freute sich über das Wetter. Er hielt diese gewöhnlichen Kunststücke der Liebe, diese kleinen Aufmerksamkeiten, dieses Haschen nach einem Blick der Geliebten, das Vorübereilen vor ihrem Fenster, das Abpassen der Geliebten, um sie nach Hause zu führen, von jeher für nicht angemessen für die Würde des Mannes und der Liebe. Heute sollte er sich selbst eines solchen Mittels bedienen. Hätte da noch sanfter Mondschein und eine heitere Sternennacht, diese gewöhnlichen Ingredienzen zu einem Rendezvous in sentimentalen Romanen das Nachhausebegleiten begünstigt; der paradoxe, junge Mann würde statt zärtliche Worte der Liebe frivole Gedanken über diese Scene gefunden haben. Liebesworte aber, mitten auf der Straße während dem Getöse herabstürzenden Regens gesprochen, hatten wegen der seltsamen Situation etwas Reizendes und Lockendes für Arthur.

Endlich kam Emma. Sie war mißvergnügt, denn sie hatte keine Befriedigung an dem Geschwätze ihrer Bekanntinnen gefunden, deren tadelnde Zungen über alle

häuslichen Verhältnisse der Stadt sie daran mahnten, daß auch sie vielleicht bald das Opfer hämischer Nachrede werden könnte. Emma hing an Arthurs Arm. Arthur war in der That glückberauscht. Der frische Athemhauch des lebenswarmen Mädchens, die schnellen Pulsschläge ihres Blutes, die er zählen konnte, die ganze liebliche Emma durchschauert von dem Schrecken des sie umgebenden Sturmes, hülfeflehend an seiner Seite, verwirrte die Phantasie des Dichters, daß sie die tollsten Bilder der Zukunft durcheinander warf, und sich die süßesten Träume ihres Besitzes schuf. Er brannte fieberisch, seine Hände drückten zärtlich heftig die Emmas. Emma schwieg, aber ihr ganzer Körper zitterte an dem Arm ihres Geliebten. Emma! rief er endlich, Sie sind Braut — aber, setzte er langsam hinzu; und sah sie dabei mit dem Flammenblicke glühender Leidenschaft an, aber nicht ich, der Bräutigam.

Arthur, Sie machen mich unglücklich!

Sie sind es schon, entgegnete Arthur. Darauf gingen sie schweigend eine Weile nebeneinander fort. Emma! nahm Arthur wieder das Wort, und Emma fühlte in seinem Arme die mächtige Gluth, die ihn durchströmte. — Emma, lieben Sie mich? Emma schwieg. Jetzt weinte sie, und versuchte zu sprechen, doch waren es nur unverständliche Laute, die sie hervorbrachte, jetzt schwieg sie wieder, ihre Thränen flossen nicht mehr, ihr Auge hellte sich auf, ihre Blicke wurden unbeschreiblich mild, Arthur staunte ob dieser Veränderung, und sie sprach mit festem, bestimmtem Tone: Ja, Arthur, ich liebe Sie. Sie schien selig - glücklich. Eine schwere Last war von ihrem Herzen gefallen. Arthur war verlegen. Die bestimmte Antwort hatte ihn, er wußte nicht warum, unangenehm berührt, und ihm seine alte Kaltblütigkeit wieder gegeben. Doch verhehlte er es geschickt,

und lauschte, wie es schien, aufmerksam den zärtlichen Reden Emmas, welche die langverhehlte Liebe gesprächig und rücksichtslos gemacht hatte.

Die Liebenden gingen bis zu Rosas Wohnung. Emma eilte mit der Hast der Liebe in ihr Zimmer, um den Jubel der Freude unbemerkt ausgießen zu können.

Arthur ging langsam, nachdenkend nach Hause. Diese Erklärung, die er doch selbst herbeigeführt hatte, war ihm unangenehm. Er fürchtete die Prosa, die alte kapriziöse Frau, mit den tausend und abermals tausend Rücksichten, mit dem Brodkorbe und dem Anstandsbuche würde nun störend in seine Verhältnisse eingreifen. Und er hatte sich nicht getäuscht.

V.

Die Trauer war in Rosa's Wohnung eingezogen. Die Mutter weinte, die Tochter hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen, der Vater saß mit finsteren Blicken über seinen Büchern und rechnete.

Emma ist nicht mehr Braut. Zu der Eltern Füßen lag sie und flehte, sie möchten ihr Unglück nicht fordern, denn sie könne Hartung nicht lieben, und diese Verbindung bringe ihr den Tod.

Die guten Eltern wollten ihr einziges Kind nicht elend machen.

Und die tausendzüngige Dirne, das Gerücht, eilte geschäftig durch die Stadt, und überall rief es: Emma ist nicht mehr Braut, und setzte höhnisch hinzu: der überspannte Arthur hat sie zu diesem Schritte verleitet.

Der überspannte Arthur hörte es, und eisiger Schauer lief durch seine Glieder. Nun fing er an zu denken und zu rechnen. Was er gefürchtet, was er so sehr gescheut, das Philisterthum hatte ihn nun erreicht und hohn-

lachend warf es seine Stricke um seinen freien Nacken. Er fühlte es, er müsse seine Schuld sühnen, und mit seinem eigenen Glücke das von Emma erkaufen, er müsse Emma heirathen. Heirathen! das Wort grinzte ihn an, wie das Antlitz eines hämischen Feindes, der ihn in seiner Gewalt hatte. Heirathen, rief er, und alle die tausend Erbärmlichkeiten und Häßlichkeiten des Philisterthums mir freiwillig auf die Schultern laden, und werden, wie Einer von ihnen? Er zuckte zusammen bei diesem Gedanken. Aber konnte er anders? durfte er Emma, wie eine zum Spielzeuge seiner Launen gepflückte Blume von sich werfen? Jetzt, wo glühende Liebe zu ihr ihn allein aufrecht erhalten hätte im Sturme, entfloh tückisch das geträumte Gefühl, und ließ ihm nichts, als Leere und Reue in seinem Herzen zurück.

Arthur, schwarz gekleidet, ging langsam nachdenkend über die Straße hin. Sein niedergeschlagener, umwölkter Blick bemerkte, wie sich so manches Fenster öffnete und man neugierig auf ihn niederschaute. Arthur ging in Rosas Wohnung. Er ließ sich melden. Man nahm ihn an. Er fand überall nur bestürzte Mienen. Emma saß auf dem Sopha und schluchzte. Arthur ging mit festen Schritten zu Rosa, nahm Emmas Hand und sagte mit starker, kräftiger Stimme: Herr Commerzienrath! Emma liebt mich, geben Sie mir sie zur Frau?

Emma lächelte unter Thränen.

Rosa zuckte die Achseln und sprach mit trauriger, rührender Stimme: mit Freuden, Arthur, wenn Sie sie ernähren können. Ich kann meiner Tochter nichts geben. Sie sind ein geschickter Mann, aber Sie haben sich bis jetzt noch wenig erworben. Kommen Sie wieder, wenn Sie Vermögen, oder hinlängliche Mittel besitzen, sich solches zu verschaffen.

Arthur ging langsam nachdenkend wieder nach Hause.

Er hatte die Prosa aufgesucht, aber die Prosa hatte ihm Bedingungen gesetzt, und will den Gefangenen zu ihrem Vortheile nun ausbeuten.

Emma ließ sich nicht mehr unter den Leuten sehen, denn der gute Ton hatte Gericht gehalten über sie und sie ausgestoßen aus der Gesellschaft. Sie saß zu Hause und mußte sich von Bällen und Soireen erzählen lassen, die sie nicht mehr besuchen konnte, weil sie nicht Muth genug hatte, die Blicke und das Gespötte aller Anwesenden zu ertragen. Sie suchte darüber zu scherzen, aber es that ihr dennoch recht wehe.

Bald darauf bezog der Commerzienrath Rosa mit seiner Familie eine kleine Wohnung vor der Stadt; denn er hatte sein Haus verkauft, um seine Gläubiger zu befriedigen. Die Eltern machten Emma keine Vorwürfe, aber Emma machte sie sich selber.

Arthur studierte fleißig, denn er wollte und mußte Emma ernähren. Er kam häufig zu ihr, er heuchelte Gluth und Liebe, aber Emmas unglückgeschärftes Auge errieth seine Verstellung. Sie grämte sich darüber. Die Eltern sahen es, und forschten ängstlich nach der Ursache des Grames ihrer Tochter. Emma verhehlte sie. Sie war sehr unglücklich. Die liebevolle Theilnahme der Eltern, welche sie so gekränkt hatte, schmerzte um so mehr, je deutlicher sie den Mangel an Liebe bei dem erblickte, der sie zu dieser Kränkung verleitet hatte.

Emma fing an zu kränkeln.

Arthur hielt ihr Leiden für Verstellung. Sein Mißmuth über das nothgedrungene Brodstudium vergiftete jedes Wort, das er zu ihr sprach; er splitterrichtete stets an ihrem Benehmen; er überhäufte sie mit Vorwürfen.

Emma ward ernstlich krank.

Weißgekleidete Mädchen trugen einen Sarg hinaus, auf welchem ein Myrthenkranz lag. Ein junger Mann, in dessen Zügen man den Ausdruck tiefen Schmerzes bemerken konnte, ging hart hinter der Bahre.

Als man die Leiche eingesenkt hatte, fragte ich den jungen Mann nach dem Namen der geschiedenen Jungfrau.

Emma, die Tochter des Commerzienrathes Rose.

Und die Ursache ihres Todes?

Der junge Mann sah mich lange an, es zuckten seine Lippen, und gräßlicher Spott vermählte sich mit dem höchsten Ingrimme in den Mienen seines Antlitzes.

Sie starb, sagte er, heiser lachend, am Philisterthum, oder, wenn Sie wollen, an der Poesie.

Wir kennen den jungen Mann, er heißt Arthur.

Das Diadem.

Novellette à la française.

I.

Louis Philippe hatte eben sein Meisterstück vollbracht. Der königliche Taschenspieler hatte in die eine Hand die Freiheit, in die andere den Fürstenhut genommen; ganz Europa sah begierig auf ihn, und ehe man es gewahren konnte, war die Freiheit unter dem Fürstenhute verschwunden. Hinter sich hatte er seinen flinken Gehilfen Casimir Perrier stehen, der die Operationen unter dem Tische leitete. Gleich vorn am Orchestersitze befand sich die Deputirtenkammer, die, wenn sie klug und umsichtig gewesen wäre, so manches Kunststückchen hätte errathen und analysiren können. Sie war aber weder klug noch umsichtig. Weiter hinten saß die leichfertige Stadt Paris, und tändelte, plauderte und coquettirte während des ganzes Actes. Nur hie und da warf sie einen erschrocken-erstaunten Blick auf den darstellenden Fürsten.

Der Marquis C. war einer von denen Deputirten, welche die schärfsten Augen und die stärkste Stimme besaßen, und der König und die Minister fürchteten seine Augen und seine Stimme. Der Marquis C. war heute mit seiner schönen Gemahlin zu einer Soiree bei einem der Minister geladen. Der schöne Mann stand, seine Gattin erwartend, in glänzender Toilette an seinem Bureautische. Er war ernst, nachdenklich; weder eine Festtags-, noch eine Diplomaten-Miene sprach aus seinem Antlitze. Die rücksichtslose, übermüthige Freude, die Sonntags das Gesicht des Handwerkers oder Commis verklärt, und ihm die vollen Backen aufbläst und die bescheidenen Augen stolz macht, wenn er die Champs elysés dahinschreitet, oder gar in das Bois de Boulogne fährt — denn er hat ja ein 20 Francs-Stück in der Tasche und eine Grisette am Arm — konnte sich begreiflicherweise nicht in die Züge eines gewandten Staatsmannes verirren. Aber auch das schlaue, zuckersüße Lächeln, das gewinnt, ohne zu überzeugen, das Freunde wirbt, ohne etwas zu versprechen, diese erborgte Demokritos-Miene der Philosophen-Diplomaten kuckte noch nicht zwischen den schön gespaltenen Lippen hervor, hatte sich noch nicht tückisch süß um die zuckenden Mundwinkel gelagert. Der Ausdruck seines Gesichtes war beinahe zuerst für einen Staatsmann. Was Wunder! es war ja auch nicht das Gesicht des Diplomaten; es war das Gesicht des G e m a h l s. — Madame! hatte er zu ihr gesagt, als er sie geheirathet hatte, und Madame zauberisch lächelnd vor ihm stand — Madame! ich habe etwas paradoxe Ansichten von der Ehe. — Madame spielte dabei mit ihrem kostbaren Fächer, auf welchem eine Scene von dem Hofe Ludwigs XIV. dargestellt war. — Madame! ich halte etwas auf die T r e u e. Florence ließ das lächelnde Köpfchen da-

bei auf die Schultern sinken, schielte mit dem einen Auge verstohlen nach dem Spiegel, warf mit dem andern einen stolzen Blick auf den Gemahl und lispelte: Die Treue ist von der Liebe unzertrennlich. Ich denke, mein Herr, Sie werden mich lange lieben. Ich, für meine Person, bedinge mir daher die Treue nicht besonders aus. Ich aber, mein Herr, — und ihr Köpfchen erhob sich, und sie schaute ihn dabei gar liebeglühend an, — ich sollte jemals meines César vergessen können?

Ob Floronce wohl Wort gehalten haben mag? Wir und der Marquis sind in einer Lage: wir wissen es nicht. So viel ist gewiß: Floronce ist nicht recht zufrieden mit dem Marquis, und der Marquis nicht recht zufrieden mit Floronce. Floronce möchte glänzen, der Marquis möchte sparen. Floronce ist flüchtig, eitel, putzsüchtig, der Marquis ernst, streng, tiefschauend. Er denkt eben über unsere Frage nach, und es mag wohl mancher Zweifel an die Wahrhaftigkeit seiner Gemahlin unter jenen Falten wohnen, die auf seiner Stirne sich zusammenziehen. César hat nur leisen Verdacht; aber César ist eifersüchtig, und kann den leisesten Verdacht nicht ertragen. In der That, César ist ein närrischer Mensch, ein moderner Deputirter mit inveterirten Ansichten.

Die Marquise tritt ein, ganz Reiz, ganz Schmuck, ganz Holdseligkeit. Wäre ich ein älterer Dichter, aus den Zeiten der Maintenon, ich würde sagen, sie war hereingeschwebt wie eine Grazie; wär' ich ein Deutscher, ich hätte ihren Gang mit dem Dahinschweben einer Elfe verglichen; da ich aber ein moderner französischer Journalist bin, und im Feuilleton dieses oder jenes Oppositionsblattes prangen möchte, so sage ich, sie war so flüchtig leise, so unbemerkt hereingeschwebt, wie die königliche Würde des Louis Philippe in den drei Julitagen.

Wirklich! es liegt etwas Louis Philippe'sches in den Zügen dieser Frau, etwas Stolzes, das sich unter Bescheidenheit verbirgt, etwas Schlaues, das sich hinter Unschuld versteckt, etwas prahlerisch Arrogantes, das sich in eine pfiffige Freundlichkeit gehüllt hat.

Auch stand der Marquis vor seiner Frau, wie vor Louis Philippe; er war nicht mehr Gatte, er war wieder Diplomat geworden. Nichts als Lächeln, nichts als Unterwürfigkeit. Aber Floronce war wiederum Louis Philippe, sie durchschaute das Lächeln, sie analysirte die Unterwürfigkeit. — Cé́sar, sagte sie, Sie sind nicht vergnügt; haben Sie etwas in der Deputirtenkammer gehabt? Cé́sar biß sich in die Lippen, denn seine Frau war ihm zu scharfsichtig. Ihre Augen hatten die Conversations-Larve durchblickt, und waren bis zum wahren Menschenantlitze gedrungen. Césár erwiederte: Madame! es fehlen mir wichtige Papiere, schriftliche Besprechungen mit meinen Freunden, der Oppositionspartei; ich muß sie irgendwohin verlegt haben.

Sie werden sich wiederfinden, Cé́sar, tröstete die wunderliebliche Floronce, und betrachtete sich dabei noch einmal wohlgefällig in dem langen Wandspiegel, ob Alles recht sitze, und keine übelangebrachte Nadel den in der Gesellschaft anwesenden Damen ihre Spitze leihen könne, um die Besitzerin damit zu verletzen. Aber es saß Alles recht, das weiße Spitzenkleid mit den natürlichen Blumen, die brillantbesäete Agraffe, die es zusammenhielt, die Bracelets, das Ferronier, die Broche, und das köstliche Diadem, das aus ihren Haaren funkelte, und den Glanz derselben überstrahlte. Eben gewahrte es auch Cé́sar, und verfärbte sich ein wenig. Ich habe dieses Diadem noch nicht an Ihnen gesehen, Floronce, sagte er, erinnere mich auch nicht, es in Ihrem Schmuckkästchen gewahrt zu haben. — Wohl

Bayerische Staatsbibliothek München

möglich! erwiederte Floronce, und fuhr fort, sich in dem Spiegel zu betrachten, es ist ein Erbtheil meiner seligen Mutter, und ich bewahre es mir recht sorgfältig auf. Da heute der Todestag der Mutter ist, so habe ich mir es angesteckt zur Erinnerung an ihre Liebe. — Der Marquis erwiederte nichts darauf, und das Ehepaar fuhr in die Soiree.

II.

Leser! kann seyn, daß du auch schon einmal eine Soiree besucht hast, eine Soiree wie die, welche ich eben beschreiben will; eine Soiree, wo getanzt und gelacht wird, aber versteht sich nur so viel, als die Etiquette erlaubt; wo man Thee und Gefrornes herumlangt, und dabei sich Complimente macht; wo die Männer von Politik und Literatur sprechen, und sich Freunde nennen, und dabei einander aushorchen möchten, und jede Blöße abpassen, um wie ein geschickter Fechter sie zu benutzen; wo die Damen sich und ihren Putz gegenseitig laut bewundern, und im Stillen bespötteln; wo sie sich einander küssen, und dabei vor Neid und Eifersucht bersten möchten; wo sie über andere Nichtgeladene raisonniren, und im Stillen von der Dame denken, mit der sie eben sprechen: die ist auch nicht besser. Ich weiß nicht, Leser, ob du eine solche Soiree je besucht hast, ob du gar selber einer von jenen jungen Herrn bist, die köstlich und eben deshalb weibisch geschmückt, mit den Weibern coquettiren, und die gehaltlosen, leichtverführbaren verführen und verlocken. O des Meisterstücks! Wenn du aber noch keine Soiree gesehen hast, wenn du zu dem Volke gehörst, das die Kutschen bewundert, die Abends an dem Palaste dieses oder jenes Grafen, dieser oder jener Herzogin halten,

und die Kleider und Würden der aus den Kutschen Aussteigenden anstaunt und sie beneidest und dich beseufzest; so glaube und folge mir, und beneide sie nicht mehr; denn die so schön Angezogenen unterscheiden sich gerade nur durch ihren Anzug von dir, und es geht in ihren Gesellschaften, wenn auch ein bischen prächtiger, doch ungefähr eben so zu, wie bei dir, wenn du Sonntags den Vetter Employr und den Onkel Epicier einladest, nur daß bei dir und deines Gleichen noch Alles viel natürlicher, noch weniger abgeschliffen ist, die Leidenschaften und die Interessen, der Haß und die Liebe.

In unserer Soiree wogte und wallte das halbe vornehme Paris durch die schön geschmückten Säle. Der Thürsteher ruft den Namen des Marquis und der Marquise; die Damen richten sich neugierig auf, und werfen noch einmal einen Blick in den Spiegel, in welchem sie dem eitlen, selbstgefälligen Antlitze der Dandy's begegnen, die sich eben noch einmal mustern, und in ihren Köpfen den unfehlbaren Plan rekapituliren, auf welche Weise sie eine der schönsten und geistreichsten Damen der Residenz an ihren Siegeswagen fesseln wollen. Sogar die älteren Herren putzen mit ihrem seidenen Taschentuche die Gläser ihrer Lorgnetten, denn es sind ja zwei Wunderwerke zu sehen, der schlaue Marquis und die schöne Marquise.

Das Paar tritt herein, eine ganze Mischung von Charakterzügen in ihren Mienen: Sie, Grazie, Anmuth, Spott und Freundlichkeit; Er, Ernst, Gemessenheit, Würde, überall die Hände drückend, überall zunickend, und doch Niemand besonders auszeichnend. Die Klänge des Musard'schen Orchesters tönen von dem anstoßenden Saale herüber; ein schön geschmückter Stutzer nimmt die Marquise aus dem Arme ihres Gatten und führt sie zur Française. Die Marquise lächelt gleichgültig; aber die

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Marquise ist doch nicht gleichgültig, denn ihre Blicke fliehen verstohlen von einem Ende des Saales zum andern, um jemand zu suchen, und sie sucht so ängstlich, daß sie dabei ihre Bekanntinnen übersieht, die sie mit freundlichen Blicken begrüßen.

Sie sieht heute nicht gut aus, sagte die Comtesse L. zu ihrer Nachbarin.

Sie scheint Rouge aufgelegt zu haben, entgegnete jene. — Aber betrachten Sie nur das köstliche Diadem in ihren Haaren!

Das ist von Thurgot, ich sah es noch vor wenig Tagen in seinem Laden, ergänzte die alte, immer noch jugendlich geschmückte Herzogin von G.

Sie hat immer die neuesten Stoffe und den schönsten Schmuck, nahm wieder die Comtesse das Wort, der Marquis muß sehr galant seyn.

Wer weiß, meinte die Herzogin. Ich habe gehört, der Marquis wäre sehr sparsam, und gebe nur das Nöthige. Vielleicht bekommt sie von ihren Verwandten kostbare Geschenke.

Verwandte? entgegnete schnippisch die Comtesse, etwa der reiche Banquier auf der Chaussée d'Antin? der hat selbst Frau und Töchter. Aber man munkelt etwas. Der junge Graf, der Geheimschreiber des Präfekten —

Was! schrieen die beiden andern Damen wie aus einer Kehle — —

Der Tanz war eben geendet, und Floronce schwebte am Arme ihres Tänzers vom Saale wieder herein.

Die Herzogin und die übrigen Damen sprangen von ihren Stühlen auf, um sie zu begrüßen.

Wie gehts, Marquise? Sie sehen heute wieder herrlich aus. Was die Agraffe Sie so gut läßt! und das herrliche Diadem in Ihren Haaren!

Die Marquise lächelte vergnügt, wenn auch etwas

Bayerische Staatsbibliothek München

Spott sich mit ihrer Heiterkeit vermählte. Es war das Antlitz eines Siegers, der die Besiegten nicht an ihre Niederlage erinnern will, wohl aber die Glückwünsche versteht, die sie über ihr eigenes Unglück ihm darbringen.

Vielleicht ein Geschenk Ihres Gemahls? fragte die Comtesse.

Ein Andenken meiner lieben, seeligen Mutter, entgegnete die Marquise.

Was man sich doch täuschen kann, sagte die Herzogin, ein ganz ähnliches Diadem habe ich noch vor einigen Tagen in dem Laden Thurgots im Palais royal bemerkt. Hätten Sie mir nicht versichert, daß es von Ihrer Mutter wäre, ich hätte geglaubt, es sey dasselbe.

Die Marquise war feuerroth und schien überrascht, faßte sich aber schnell wieder. Sie werden finden, erwiederte sie, wenn Sie mein Diadem näher betrachten, daß es eine ältere Arbeit ist. Betrachten Sie nur, Herzogin, man kann sich täuschen. Ist es mir doch selbst schon widerfahren, daß ich manches Alte, wenn es nur artig aufgeputzt war, für etwas Neues oder Junges anfangs angesehen habe.

Nun traf die Reihe des Erröthens die Herzogin.

Die Marquise aber entfernte sich. —

Der Marquis stand an der äußersten Ecke des Saales mit einem Freunde.

Haben Sie die Papiere mitgebracht? fragte der Freund.

Nein.

Und warum nicht? —

Herr Marquis! ruft der Minister.

Der Freund ging auf die andere Seite.

Wie amusiren Sie sich, mein Herr?

Ich habe bis jetzt noch nicht das Vergnügen gehabt, mit Ihnen zu sprechen, entgegnete der Marquis; meine

Unterhaltung, wenn auch in einer andern Lage ausgezeichnet, mußte schlecht seyn in Berücksichtigung dessen, was mir noch zu hoffen stand.

Sie sind fein, Herr Marquis!

Ich hätte mich vielleicht zu einem Höfling aus der alten Schule geeignet, mein Herr!

Ich mache hier zum ersten Mal die Bemerkung, Herr Marquis, daß Sie dem Hofe angehören wollen; entgegnete spitz der Minister, grüßte, und ging weiter.

Sie sind heute wieder köstlich, sprach ein junger Stutzer zu Floronce, und ließ das Band seiner Lorgnette dabei durch die Hände laufen.

Finden Sie das, mein Herr?

Glauben Sie, daß ich so wenig Urtheil habe, Madame?

Allerdings, mein Herr!

Der Stutzer war verlegen, und wußte nicht, was er antworten sollte.

Floronce lächelte. Nun, sagte sie, Sie haben ja selbst vorhin die Bemerkung gemacht, daß die Liebe zu mir alle Ihre Sinne in Verwirrung gebracht, und da ist es doch natürlich daß Ihr Urtheil kein richtiges seyn kann. Wählen Sie, mein Herr! ist Ihre jetzige oder Ihre frühere Behauptung falsch?

Keine von beiden, Madame! —

Guten Abend, Madame! rief der junge Graf D. mit einer Stimme, aus welcher ein Bekanntseyn, ein feines Anspielen an ein Geheimniß hervortönte.

Guten Abend, Herr Graf! entgegnete die Marquise mit so zitterndem Tone, daß es selbst dem Stutzer, mit dem sie eben geplaudert, auffiel.

Die Klänge des Orchesters begannen von Neuem, und der Graf flog mit der Marquise abwechselnd in flüchtiger Gallopade und in dem berauschenden deutschen Walzer durch den Saal hin.

Das Auge des Marquis verfolgte sie. Er konnte ihr Benehmen nicht tadeln, und dennoch war ihm etwas Verdächtiges in dem Betragen seiner Frau.

Jetzt hörten sie auf zu tanzen; sie plauderten. —

Aber nein! das ist nicht geplaudert! das sind nicht die flüchtigen Schaumworte der Conversation, die gehalt- und interesselos hin und her fliegen!

Der Marquis drängt sich näher an das Paar. —

Wie sie so eifrig sprechen! wie die Marquise so voll Interesse an dem Munde des Grafen hängt!

Den Marquis will die Fassung verlassen, sein Blut fängt an, sich wild durch seine Adern zu wälzen. Ein rasendes, sinneverblendendes Weib steht neben ihm, und unterhält ihn — die Eifersucht.

Das Paar flüstert leise fort. Der Mund der Marquise neigt sich zum Ohr des Grafen. Es ist offenbar, sie stehen im Einverständnisse.

Der Marquis will fort, um seine Gattin zu rufen, sie hinwegzureißen aus dieser gefährlichen Nähe; er eilte durch das Gedränge; da hält ihn sein Freund auf.

Sie haben mir noch zu sagen, warum Sie die Papiere nicht mitgebracht.

Lassen Sie mich!

Nun, so antworten Sie, was haben Sie denn?

Ich habe — aber wo ist meine Gattin?

Ich sah sie eben am Arme des jungen Grafen D. durch den Corridor gehen.

Der Marquis ließ seinen Freund stehen, und eilte mit flüchtigen Schritten und spähendem Auge durch den langen Corridor. Er geht in jedes Zimmer, sucht überall, und findet sie nirgends. — Doch dort, am äußersten Ende des Ganges ist noch ein Zimmer. Er versucht zu öffnen; es ist verschlossen. Er lauscht; er hört Stimmen. Es muß jemand drin seyn. Er preßt das

Ohr an die Thüre; die Angst, die Leidenschaft schärft seine Sinne. Er hört flüstern. — Ja, ja! das ist die Stimme seiner Frau! —

Da kniet er hart an die Thür, und alle seine Sinne sind conzentrirt in dem einzigen des Gehörs, um seine und die Schande seiner Gattin zu erfahren.

.... Das Diadem. ...

Ha! das Diadem, das ich an ihr bemerkt habe, das hat sie also von ihm! —

.... Theuer. ....

Süßer Laut, schändlich mißbraucht! —

.... Briefe. .....

Sie schreiben sich also einander!

Der Marquis konnte sich nicht länger halten. Er überlegt nicht länger, ob es eine Scene setzen werde oder nicht, ob die Journalisten es erfahren, oder nicht, ob seine politische Existenz gefährdet werde, oder nicht. Er stößt mit der Kraft des Wahnsinns an die Thüre, und sie öffnet sich. — Die Marquise sieht ihn, und fällt in Ohnmacht. — Der junge Graf will Papiere verbergen und damit fliehen. Der Marquis entreißt sie ihm, sucht sie zu öffnen, die Hände zittern ihm — — es sind die Papiere, die der Marquis heute vermißt hatte. Der junge Graf ist ja ein Angestellter im Polizei-Bureau. — Nun ist es dem Marquis klar, woher es kam, das Diadem.

Moderne Paradoxen.

I.

— — — — —
Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt
Allein sie haben schrecklich viel gelesen,
Wie machen wirs, daß alles frisch und neu,
Und mit Bedeutung auch gefällig sey?
— — — — — — —
Ich sag' euch, gebt nur mehr, und immer immer mehr;
So könnt ihr euch vom Ziele nie verirren,
Sucht nur die Menschen zu verwirren,
Sie zu befriedigen, ist schwer.

Göthe.

Eine hohe schlanke Figur, eine königliche Gestalt, im Blicke Ernst und Anmuth, in den Mienen Grazie, als leichte Tunique über Gefühl und Geistesregsamkeit geworfen, in der Haltung Würde und Gewandheit. So Cornelia die Heldin unserer Erzählung. Cornelia ist aber nicht nur schön, sie ist auch reich und dabei mündig.

Die schöne Cornelia war erhitzt von einer Soiree zurückgekehrt, und hatte sich in ihr Boudoir eingeschlos-

sen. Das Boudoir war schön, wie die Dame, die es bewohnte. Lange Spiegel, die von überall her das reizende Frauenbild zurückstrahlten, durchflutheten die Wände des Zimmers. Welch ein Genuß für die Eitelkeit einer schönen Frau, von allen Wänden her ihre Schönheit zu sehen; aber auch welches gräßliche Drohzeichen für die Dameneitelkeit, diese Schönheit so oft sehen, und dadurch daran gemahnt werden zu müssen, daß es wohl noch mehrere ähnliche Schönheiten geben könne.

Eine glänzende Commode, auf welcher japanische Figuren prangten, die eine würdige Folie zu der Bewohnerin bildeten. Denn Cornelia war eben so schön, als Carrikaturen waren jene versteinerten japanischen Männlein, die sich vom Hofe Ludwig XIV. in das Boudoir unserer Schönen gerettet hatten. Und im Hintergrunde das jungfräuliche Lager mit allem dem verworrenen, liebeknospenden Sinnen der erwachenden, mit allen den neckischen Eroberungspläncher der tändelnden, mit allen den Seufzern der liebenden — ach! und mit allen den Schmerzen der sinnigen, weltbetrachtenden Jungfrau. Cornelia warf hastig den Shwal von ihrem Nakken, o! des glänzenden Nackens! trat rasch vor einen der Spiegel, nestelte das Haar, das reiche, seidene Haar los von den goldnen Spangen, die es gekettet hielten, daß es wie ein breiter, brauner, glänzender Strom über den Nacken hinunterfloß, gürtete sich das Kleid los, daß die üppigen Formen üppig hervorquollen aus der engen Haft, die sie umschlossen hatte, und betrachtete dabei sich immer im Spiegel. Sie schloß die Arme kreuzweise über einander, wie der Türke, wenn er betet, ließ den Kopf auf die so geschlossenen Hände fallen, und schaute nieder zur Erde. Und sie blickte wieder in den Spiegel und sprach zu sich: ja, ich bin schön.

Die Stimme, die diese Worte sprach, war nicht die Stimme selbstgefälliger Mädchen-Eitelkeit, es war der ernstere Ton der tieferen Bedeutung. Darauf wandelte Cornelia eine Weile im Zimmer auf und nieder, setzte sich dann auf ihr Sopha, stützte das Haupt auf ihre rechte Hand, und sann nach. Darauf rückte Cornelia ihren Schreibtisch zu ihrem Sopha, und schrieb folgenden Brief.

Meinen Verwandten! Dieser Brief ist mein Abschiedsgruß vom Leben, also auch von euch. Wenn Ihr ihn finden werdet, war ich. Suchet die Ursache meines Todes in keinem äußern Verhältnisse. Eines äußern Verhältnisses wegen zum Selbstmörder werden, ist Schwachheit. Verhältnisse und Gesinnungen ändern sich mit der Zeit. Die Ursache meines Todes hat einen tiefern Grund. Ich sterbe, weil ich eine schöne Frau bin. Schönheit ist der einzige Herrscherstab, der von der Natur mitgegebene Scepter, durch welchen das Weib gebeut, und sich eine Bedeutung erringt in der Welt. Anders der Mann, der sich seine Bedeutung erschafft, mit seinem Wissen und seinem Muthe. Eine Frau ist aber nur so lange lebend, als sie schön ist. Die Frau, die nicht mehr schön ist, ist gestorben für die Welt. Sie geht unter in einer andern Persönlichkeit, entweder als Hausfrau oder als Mutter. Die erste ist die oberste Magd ihres Gebieters — Ehemann, die zweite ist die Magd der Natur, die sich an ihr Kind anklammert, das ihr die Natur hingeworfen hat als Verjüngungs-Surrogat für die verlebten Jahre. Eine alte Jungfer endlich ist die Versteinerung eines Mädchens, in welcher sich Alles zu einer rauhen, harten Oberfläche, zu einer spitzigen Kante gebildet hat, was bei der Jugend Wellenlinie, Rundung und Leben war. Ich mag weder eine Hausfrau, noch eine alte Jungfer werden; — ich sterbe. Cornelia.

Cornelia nahm den Brief, der auf zierliches rothes Papier geschrieben war, brach ihn, und schellte dem Kammermädchen, damit es ein Licht bringe, weil sie ihn siegeln wollte. Das Kammermädchen kam. Es war ein kleines, hübsches Figürchen. Seine Augen, die nie hafteten, flogen, wie der neckische „Ueberall und Nirgends" des Spießischen Geisterreiches in dem Zimmer hin und wieder. Seine Mienen waren wie die Steine eines Kaleidoscop, die sich jede Minute zu einer andern Gestaltung zusammen und aus einander warfen. Sein ganzes Wesen Beweglichkeit.

So war nämlich das Kammermädchen sonst.

Als es heute zur Gebieterin eintrat, war es wie umgewandelt. An den Augen, die sich niederschlugen, hingen große Thränentropfen, in seinen Mienen lag herzzernagender Gram, seine Haltung war gebückt, sein Gang schwankend.

Cornelia sah sich das Mädchen an und staunte.

Was hast du, Louise?

Louise fing an zu schluchzen.

Nun, so sprich!

Ach Fräulein, mir kann Niemand helfen.

Und warum nicht?

Ach Gott, wer mir helfen könnte!

Das will ich ja eben, sagte Cornelia.

Ich wette, fuhr sie fort, als Louise immer noch weinte, und den Boden betrachtete, daß dir eine Liebesangelegenheit in dem Kopfe steckt. Das Fräulein verzog dabei ihren kleinen Mund zu einem spöttischen Lächeln. Das sind ja die gewöhnlichen Mädchensorgen. Wie heißt denn dein Geliebter?

Bernhard.

Und was ist denn mit ihm?

Er ist fort.

Warum?

Ach! weil ich ein armes dürftiges Mädchen bin.

Da sey froh, daß er fort ist.

Aber ich hab' ihn so lieb gehabt. O Fräulein, wenn Sie mir Geld geben wollten, viel Geld, dann würde er mich nehmen!

Und was wäre dann?

Dann hätte ich ihn.

Cornelia lächelte. Das ist freilich wahr. Und was wäre dann, fragte sie weiter?

Ach, wie können Sie einen nur so plagen, schluchzte Louise heraus, es hängt ja mein Leben an ihm, und wenn ich ihn nicht bekomme, —

So wirst du vermuthlich einen Andern heirathen, den du bekommst?

Nein.

Oder ledig bleiben?

Nein.

Was würdest du denn thun?

Mich ins Wasser stürzen.

Cornelia fuhr zurück, preßte die schönen Zähne über ihre Lippen, ging zu ihrem Sekretär und gab der Kammermagd ansehnliche Banknoten.

Da nimm und heirathe.

Das Mädchen sank zu ihren Füßen, umklammerte ihre Knie, und überschüttete die Gebieterin mit Danksagungen.

Cornelia wehrte den Dankesergüssen des Mädchens, und bedeutete sie, daß sie das Zimmer verlassen solle.

Die Gebieterin war wieder allein. Also man tödtet sich auch noch aus Liebe, sprach sie zu sich selber. Daß ich das vergessen konnte. Zuletzt könnte man trotz meines Briefes meinem Selbstmord diesen Grund unterschieben. Das wäre hart. Ich könnte mich ja nicht

mehr vertheidigen. Meine Verwandten würden mein Geld nehmen und mich vielleicht belachen.

Belachen! Cornelia stand hastig auf. Cornelia hat den Brief nicht gesiegelt.

II.

In einer Weinstube saßen zwei junge Leute. Der eine war groß und stark, sein Gesicht blaß, seine Züge streng und finster; ein Schnurrbart umschattete die Lippen. Der andere war klein, beweglich die Züge, der Ausdruck des Gesichts lebhaft, die Augen matt, der Blick stechend und lauernd, ein beständiges, wenn auch manchmal unmerkliches Zucken des Mundes. Es war beinahe Mitternacht, als sie noch da beisammen saßen.

Ich kann die Frauen nicht begreifen, sprach der Finstere, das, was sie entzücken sollte, schreckt sie ab; was sie abschrecken sollte, lockt sie an. Du, der du doch, wie die Gesellschaft sagt, in dem schlechtesten Renomee stehst, dessen Reden verzuckerte oder ummäntelte Zoten, dessen Blicke Pfeile deines siedenden Blutes, der über Frauentreue lacht, und über Frauentugend spöttelt, du machst Glück bei den Frauen, selbst bei den besten.

Der Finstere nahm ein Glas Wein, und trank es aus.

Der Bewegliche schlug mit seiner Reitgerte auf die glänzenden Stiefeln daß die Rädchen an den silbernen Sporen klirrten, und lächelte.

Und du, nahm er das Wort, der du in unserem aufgeklärten Zeitalter ein paradoxer Diogen bist, der du florianische Tugenden und lafontainisches Familienleben suchst, kannst, trotz dem brennenden Lämplein Enthusiasmus in deiner Laterne, weder das eine noch das andere finden.

Du irrst, sprach Theodor, wenn du glaubst, daß ich das eine oder das andere suche. Ich suche Liebe.

Das heißt, du bist verliebt.

Nun ja.

Und findest keine Gegenliebe?

Der Finstere rückte unmuthig auf seinem Stuhle hin und her, stampfte etliche Mal mit den Füßen gelind auf den Boden, packte das Glas, um zu trinken, setzte es aber wieder auf den Tisch und sagte kleinmüthig: Nein.

Der Kleine heuchelte Theilnahme, konnte aber ein spöttelndes Lächeln nicht verbergen.

Aber sie muß mich wieder lieben. Ich setze meinen Mannesstolz daran, dieser Spröden Liebe einzuflößen. Was wären alle trefflichen Eigenschaften, die den Mann zieren, wenn er sich nicht die Achtung, nicht das Wohlwollen eines, ich hätte beinahe gesagt, jener Halbmenschen, erzwingen kann, die wir Frauenzimmer nennen, die mit uns, wie mit glänzenden Kugeln spielen, welche sie lächelnd einem Strahlenrade gleich um sich herumwerfen.

Du sprichst eben nicht gar respektirlich von dem schönen Geschlechte, meinte Ernst. Wer dich so sprechen hörte, würde nicht glauben, daß du so verliebt bist, wie du versicherst.

Theodor schlug mit der Faust auf den Tisch und rief aus: Ernst, sie hat mich ausgelacht, als ich mit ihr von meiner Liebe sprach.

Und der finstere, blasse Mann fing an zu schluchzen. Aber sie muß, fuhr er zürnend auf.

Wie willst du es aber anfangen, sie zu gewinnen? entgegnete ruhig Ernst.

Theodor schwieg verlegen. Endlich sprach er:

Wenn wir nur Krieg hätten, ich ginge unter das Militär; ich zeichnete mich aus.

Sie wird es nicht bemerken wollen.

Ich fange einen Streit mit Jemand an, der sie zufällig auf den Fuß tritt, schlage mich mit ihm auf Leben und Tod.

Ritterlich, romantisch, aber nicht modern; sie wird lachen.

Nein, sie wird fühlen, daß ich sie innig liebe.

Nein, sie wird sagen, daß du ein Narr bist,

Liegt denn nicht eine herrliche Poesie in dem Gedanken, daß ein Mädchen über Leben zu gebieten habe? — Ich glaube, das müßte dem stolzesten Sinne eines Weibes genügen.

Allerdings liegt einige Poesie darin, vielleicht dieselbe, die den Rinaldo romantisirt hat. Ich will auch nicht läugnen, daß es ihr gefallen wird; ob du ihr aber deßhalb gefällst, ist noch eine andere Frage.

Und warum?

Weil dieses Treiben nicht mehr beliebt, weil du dadurch andern Mädchen nicht gefällst.

Das mag der Teufel verstehen, brummte Theodor in sich hinein.

Nimm mich als seinen Substituten an, meinte Ernst. Die Frauen lieben nur jene, die Andern gefallen. Jede Frau fühlt ihre Unbedeutendheit in der socialen Stellung, und möchte sie verbessern. Sie sucht daher zu excelliren, so durch Schönheit — daher ihre Eitelkeit, so durch Verstand — daher ihre Neigung zur Intrigue, am liebsten aber durch ihren Mann. Die Frau will beneidet seyn um den Mann, der sie am Arme hat. Deshalb suchen sich auch die meisten Frauen schöne Männer aus, da Schönheit derjenige Vorzug ist, den man am leichtesten heraus findet. Würde man jeden innern Vorzug eines Mannes durch ein Ordensband ehren können, das stattlich am Fracke herunterhinge, unsere Damen würden gewiß am seltensten nach schönen Männern streben.

Der verstehts, sprach Theodor mehr zu sich, als zu Ernst.

Und überdies, fuhr dieser fort, ist Cornelia, denn so heißt doch deine Geliebte, eine Philosophin. Während du die menschlichen Verhältnisse und Gesinnungen, wie Jemand, der zum erstenmal ein Theater besucht, mit bewundernden Blicken betrachtest, und die grobe Farbe, womit die Coulissen übertüncht sind, für Wirklichkeit und Leben nimmst, durchdringt sie mit dem kunstgerechten Fernrohre ihres Verstandes diese Schein- und Maskenwelt und sieht als routinirte Schauspielbesucherin Flittertand und Lüge, wo du ächten Glanz und Wahrheit glaubst. Sie wird heraus calculiren, daß diese heftigen Leidenschaften nicht für die Dauer anhalten, sie wird deinen Versicherungen nicht eher Glauben beimessen, als bis du wirklich deinen Hals gebrochen hast; — kurz, du wirst nicht reussiren.

Der finstere Mann ward noch finsterer; der muntere plauderte geschäftig fort. Unsere Damen, sagte er, gehören nicht mehr zur sentimentalen Klasse, sondern sind versteckte Humoristinnen. Es ist nicht mehr Mode, die Augen niederzuschlagen, sondern man lächelt schelmisch; man macht Witze und Wortspiele à la Bauernfeld; man macht sich lustig über die Herrn, die man liebt und die man nicht liebt, und ist, wie vordem, eitel dabei.

Und das sind alle deine gynäkologischen Kenntnisse, spöttelte Theodor. Von dem reichen Gemüthsschatze, der in der Brust der Frau begraben liegt, von der Fülle von Poesie, die sie durch die prosaischeste Hülle durchblicken läßt, sprichst du nicht?

Das Gemüth unserer Frauen hat sich, von der im Durchschnitt rothen Männerwelt nicht gewürdigt, in Gift verwandelt. Ihre Sentimentalität würde belacht werden, und sie umhüllen sie deshalb mit der Larve des Spot-

tes; nur Schade, daß, wie ich eben bemerkte, die Maske ihnen manchmal zur Natur wird.

Das könnte wahr seyn. Und dennoch, dennoch —

Muß die herrliche Cornelia mein seyn, ergänzte Ernst.

Gib mir einen Rath, Freund!

Ich kann deine Persönlichkeit nicht ändern, ich weiß keinen. Cornelia will anders behandelt seyn. Ja, wenn du ich wärest, oder ich du.

Freund, nahm Theodor das Wort, und es ballte sich seine Hand, als er dieses sprach: Du bist viel zu leichtsinnig, als daß du begreifen könntest, wie es in das Männerherz einschneidet. wenn man trotz aller Mühe verstoßen und verlacht wird. Ich liebe Cornelia, bei Gott! ich liebe sie, aber gleichviel, ob ich sie liebe, ob nicht, — das Mädchen muß mein seyn. Entgeht sie mir, habe ich keine Ruhe mehr auf der Welt, und das Gelächter, das mir entgegen tönte, als ich sie um ihre Liebe bat, würde mir mein ganzes Leben lang nachhallen.

Theodor legte den Kopf verdrossen auf seine beiden Arme.

Ernst sah schweigend auf ihn. Plötzlich fuhr Theodor auf, ergriff Ernsts Hand und rief aus:

Weißt du was, ich verführe sie.

Ernst lachte laut auf.

Theodor wurde kleinmüthig. Ach nein, sagte er, ich kann nicht, ich will nicht, ich könnte auch nicht, es ist nicht möglich.

Ernst zuckte die Achseln. Cornelia, sprach er, mit ihren philosophischen Phantoms, mag, dächte ich, keine der unnahbarsten Frauen seyn.

So versuche du es.

Deine Geliebte?

Theodor sprang auf.

Lieber Freund! rief er, ich bitte, thue es mir zu lieb. Sieh! wenn sie dann gedemüthigt ist, dann flüchtet sie sich gewiß in meine Arme. Gewiß, dann ist sie mein.

Ernst erhob sich spöttisch. Deine Narrheit geht doch ein bischen zu weit.

Ernst, lieber Ernst, du könntest mich glücklich machen. Du mußt, du mußt.

Des Menschen Wille ist sein Himmelreich, entgegnete Ernst. Paradox genug ist der Einfall, er dürfte in einem modernen Romane stehen. Wie wir denn überhaupt, setzte er nachdenkend hinzu, so die rechten mauvais sujets sind, welche die Liebhaber in den neuen Romanen spielen.

Ha, ha, wir sind piquant.

III.

Die moderne Erziehung gleicht der Exekution eines Musikstückes durch eine russische Trompeterbande. Bekanntlich hat jede der russischen Trompeten nur einen einzigen Ton, und so muß sich die Harmonie aus einer Menge von unvollkommenen Einzelheiten herauswinden. — Man erzieht jetzt auf eben dieselbe Weise Kinder, wie man Teller und Pfeifenköpfe in großen Porzellanmalereien bemalt. Wie hier der Eine das Wappen der Andere die Randverzierung, ein Dritter das idillische Genrestück macht und so fort bis das Gemälde vollendet ist, eben so werden die erwachenden Kräfte der unglücklichen Erziehungs-Objekte von den verschiedenen Lehrern auf die verschiedenste Weise in Anspruch genommen. Der Eine legt den Kopf in die Falten der Logik, der Andere glättet diese Falten mit dem Glühstahl der Poesie,

ein Dritter hobelt den Weltton zurecht und ein Vierter endlich lehrt die Eitelkeit der Welt mit stoischem Gleichmuthe belächeln. — In der That es ist kein Wunder, daß bei den vielen Straßen, die man dem Lebenslehrlinge vorzeichnet, es ihm zuletzt, wie dem bekannten Peter in der Fremde geht, und er aus den vielen Kreuz- und Querwegen die rechte Lebensstraße nicht mehr herauszufinden vermag.

Theodor war ein solcher Peter. Der Sohn armer Land-Adeligen war er am vergnügtesten bei den Knaben des Dorfes, denen er gnädige Püffe auszutheilen, und bei den Pferden seines Vaters, die er kunstgemäß zu striegeln verstand. Dabei hatte der Knabe eine wackere Natur, war gerad und fest; Vater und Mutter verlangten nicht mehr, und der Knabe und die Eltern waren mit einander zufrieden. Theodor war auf dem Wege, glücklich, das heißt ein Land-Adeliger nach Kotzebue'schem Ideale zu werden. Da fiel es der launischen Glücksgöttin ein, die reiche Erbschaft eines entfernten Vetters den Eltern unseres Theodor in den Schoos zu werfen. Dieser Glücksfall gestaltete plötzlich Alles anders. Nun sollte Theodor nicht mehr auf dem Lande bleiben, nun mußte er standesmäßig erzogen werden. Der einzige vielgeliebte Sohn sollte ein glänzendes Prunkstück werden, das die Mutter mit Liebe und Stolz in dem Familiensaal aufhängen könnte. Es wurde gemeiselt, gehämmert und geschnitzt an dem Knaben. Man hatte große Stücke vor mit ihm. In der That, man hatte vor, jenes bekannte horazische Ungeheuer aus dem Knaben zu machen. Sein Gehirn sollte ein Raritätenkabinet werden, das man den Fremden mit Bewunderung aufweisen könnte. Seine Manieren sollten ein eleganter Fächer werden, der sich in allerlei Gestalten brechen ließe, und dabei immer ein prächtiges Gemälde anzeige.

Aus seiner Haltung wollte man eine Spiralfeder machen, die sich nach Lage der Sache zusammenkrümmen und ausbreiten könnte, je nachdem es der Druck und die Umstände erfordern. Aber alle diese Hoffnungen und Bemühungen seiner Erzieher machte Theodor zu Nichte. Er sträubte sich die Zwangsjake der Etikette anzuziehen, er wehrte sich den Staub der Landstraße mit dem Foliantenstaube der Büchersäle umzutauschen, ward eckig und eigensinnig, polternd und zügellos. An die Glätte des Etikettentons konnte er sich am wenigsten gewöhnen; er haßte die feine Gesellschaft und sah in ihr die Physiognomie einer spöttischen Frau, die seine Bewerbungen ausschlägt, und über seine Verlegenheit lacht. Aber sie fliehend, fiel er in das andere Extrem, tummelte sich in Kneipen herum, und schloß mit jedem Zechbruder ein Freundschaftsbündniß.

Cornelia war eine Jugendfreundin von ihm. Ihre Würde und ihr Anstand mußten ihm natürlich imponiren, da ihm beides abging. Er wagte sich manchmal in ihre Nähe, mit welchem Glücke wissen wir schon.

Ernst ist ein Schriftsteller. Auch er ist der Sohn armer Eltern. Er zeigte früh viel Talent. Sein Scharfsinn, seine Wißbegierde und leichte Auffassungsgabe erwarben ihm den Namen eines Wunderknaben. Wohlthäter schickten ihn in die gelehrten Schulen und hofften goldene Früchte zu ernten; aber die gehofften Fotschritte blieben aus. Der Geist des Knaben verflüchtigte sich in der Entwickelung und hielt bei den gelehrten Studien nicht Stand. Dagegen las der Junge halbe Leibibliotheken aus, und war bei allen muthwilligen Streichen oben an. Begreiflicher Weise blieben unter dieser Constellation der Knabe und die Disziplin nur kurze Zeit gute Freunde mit einander. Eines Nachmittags kam er nach Hause und — war entlassen. Die Eltern

weinten. Ernst lachte, und wurde ein Schreiber. Wie eine Fledermaus flatterte er nun zwischen den bessern Ständen und der trivialen Sphäre der Armuth hin und wieder. Das vornehme Leben, mit allen seinen Genüssen lockte den lebenslustigen eiteln Jüngling an, und die Romanenwelt, die er im Kopfe hatte, idealisirte ihm diese höheren Zirkel.

Einst war sein Patron-Advokat eingeschlafen. Die Phantasie des jungen Mannes war gerade in rosenfarbiger Laune; ein Zeitungsblatt lag auf dem Tische, in welchem von dem Riesenhonorar, das man französischen Autoren bezahlt, gesprochen war. Ernst faßte den Entschluß einen Roman zu schreiben. Rasch gings an die Arbeit. Ritter mit klappernden Spornen; verschämte Ritterfräuleins die sich nächtlicher Weise in der Kapelle ihren Buhlen antrauen lassen; Geister; Diener der heiligen Vehme; der junge Man hackte alle diese Ingredienzien fein säuberlich zusammen, streute als Zucker girrende Liebesphrasen, als Gewürze das Clair-obscur lüsterner Schildereien darauf, nahm sein Machwerk und ging damit zum Buchhändler. Der Buchhändler las und lächelte; er las weiter und lächelte mehr. Sie sind zu brauchen, sagte er, ich behalte den Roman. Und der Buchhändler zahlte baare sechzig Gulden.

Wer war glücklicher als Ernst? Er war nun reich und Autor. Rasch gings in ein Weinhaus, wo bei Champagner die Feier seines Glücks begangen wurde. Poesie und Wein vermählten sich in unserm Dichter, und zauberten ihm Kronen des Ruhms, und was für Ernst noch mehr war, hesperische Gärten lachender Lebensgenüsse vor Augen. Und wirklich, Ernst machte seine Carriere; von den Ritterromanen zu den geschichtlichen, von den geschichtlichen zu den piquanten. Die Romane trugen artige Honorare; Genuß und Erwerb gingen

Hand in Hand bei ihm; und so trieb er sich rüstig umher auf den rasch hinfluthenden Wogen der Gegenwart. Ernst war ein liebenswürdiger Roué geworden. Er hatte mit Don Giovanni'scher Geschicklichkeit über Tugendbegriffe lachen, und die Unschuld verführen gelernt. Auch war er nach und nach hinter das Autoren-Geheimniß gekommen, daß man Menschen und Verhältnisse studiren müsse, und er war schlau genug, die gewonnenen Studien noch zu andern als zu poetischen Zwecken zu benützen. In der Poesie hielt er Alles auf natürliche Anschauung. Er tummelte sich deshalb in allen Gesellschaften, in Gasthöfen und in Kneipen herum, um Menschen und menschliche Lagen kennen zu lernen.

Bekanntlich sind die interessantesten Studien für Romanendichter die Frauenzimmer und die Liebe; um beide nun in den verschiedensten Nuancirungen zu studiren, begnügte er sich nicht, wie andere Schriftsteller, in seiner natürlichen Gestalt sie aufzusuchen, sondern pilgerte, wie weiland Harun al Raschid in den schönen Mährchen von tausend und einer Nacht, in allen möglichen Verkleidungen durch die Stadt, passende Abentheuer zu suchen und zu finden.

So verwob er sein Leben in seine Romane und machte seine Romane wieder zu seinem Leben. Als unlängst eine muntere Soubrette in einer seiner Novellen eine Rolle spielen und sich in einen Bedienten verlieben sollte, was that unser Poet? Er zog zur Abendzeit eine Bedientenjacke an, und schlich in den Foyers von Theatern und Bällen so lange ein und aus, bis er wirklich die Bekanntschaft eines Mädchens gefunden hatte, wie er sie wünschte. Er spann mit dem Mädchen das Verhältniß gerade so ab, wie er es für seine Erzählung brauchte, und brach vorschriftsmäßig mit der Kammerzofe, unter dem Vorwande, daß sie nicht Geld genug

habe, als daß er sie heirathen könne. Dieser Grund zum Brechen hätte freilich selbst einen Poeten von dem Genre unsers Ernst erröthen machen können.

Ernst fühlte auch wirklich etwas dergleichen. Aber was thut man nicht der Poesie wegen!

Das Kammermädchen aber, welches wider Willen eine Rolle in Ernsts Roman gespielt hatte, hieß Louise.

IV.

Es war Ball. Die in die Banden der Moral und Etikette geschlagene Sinnlichkeit hatte sich wieder ein Fest gegeben. Die Dämonen, Musik und Tanz rüttelten die eingeschlummerte auf, daß sie bacchantisch wild durch den Saal raste. Jünglinge und Mädchen, unschuldige und erkennende, saßen in dem giftigen Dunstkreis der aufgelebten Lust und sogen das köstliche Gift ein in ihre Adern.

Alles war reich geschmückt vor dem Altare der sinne-verlockenden Gottheit. Der glänzende Saal war von tausend Kerzen erleuchtet, die über die mannigfachsten Gruppen ihr unstätes Licht verbreiteten. Aber was half das strahlende Lichtmeer, welches ihn durchfloß, die verblendeten Menschen sahen dennoch nur sich, nicht die tükkischen Geistergestalten, die geschäftig um sie her ihre verderbensvollen Netze zogen. Sie sahen nicht, wie da mit grinzendem Lächeln die Schmeichelei ihr Gift verzukkerte wie dort die Intrigue ihre feinen truggesponnenen Fäden ausspann, wie hier dte Wollust mit der Habsucht schacherte, und dort die Verführung ihren psychologischen Calcul zum Resultate führte. Sie sahen nicht, wie mitten unter ihnen die Herrscherin Sinnlichkeit thronte, und vergnügt auf die geschäftige Geisterschaar herniederblickte,

welche in dem Freudetaumel des kurzsichtigen Menschenvölkleins für das Laster Rekruten warb.

Die hohe Cornelia kam zum Saale herein.

Rechts und links umschwärmte das Männergefolge die Königin der Frauen. Sie schaute stolz um sich, lächelte mit Diesem, war ernst mit Jenem, haschte verstohlen die Blicke des Dritten auf, und war überall gegenwärtig in dem Zauberkreise, den sie durch ihre Lieblichkeit um sich her gezogen hatte. Aber hinter diesen rasch wechselnden Mienen, den verschiedenen Ausdrücken von Herrscherfreundlichkeit, die ihre Physiognomie belebte, lagen etwas versteckt, aber doch kennbar drei Charakterzüge Cornelias ausgedrückt: Stolz über ihre Schönheit und über die Macht der Schönheit, Trauer, daß diese Herrschaft nicht immer dauern würde, Spott über die durch ihre Reize geknechtete Menge, und über die Nebenbuhlerinnen, die neidisch auf ihren Triumphzug hinblickten.

In der Schaar ihrer Anbeter befand sich einer, den wir schon kennen, Ernst. Theodor aber war nicht unter ihnen. Er stand in einer Ecke des Saales, hatte die Arme übereinander geschlagen, schaute zum Boden, und beachtete nichts von dem, was um ihn vorging.

Die Paare hatten sich zum Tanze geordnet. Cornelia stand oben an in der Colonne. Sie tanzte gerne, und führte noch lieber die Colonne an. Eine erhöhte Röthe lag auf ihren Wangen, als sie an dem Arm ihres Tänzers dahin flog; und als sie ruhte, nickte sie freundlich sinnend mit dem Kopfe, als ob sie einer alten, längst vergessen geglaubten Melodie sich wieder erinnere und dieselbe nachzusummen sich bestrebte. Unterdessen bemühte sich der von ihr übersehene Tänzer, sie mit überzuckerten Flachheiten zu überschütten.

Hinter ihr stand der geschäftige Ernst.

Sie unterhalten sich gut mein Fräulein?

Cornelia fuhr aus ihren Träumen auf, blickte ihn an, und lächelte spöttisch: ja.

Ihre Antwort war nicht ganz aufrichtig.

So aufrichtig, als man den Männern gegenüber seyn kann.

Sie beurtheilen uns falsch, Fräulein, Sie hassen das Männergeschlecht. —

Nein, es ist mir blos gleichgültig.

Nicht doch, mein Fräulein. Es ist ist das Ihr Ernst nicht. Sie würden sich sonst nicht so geschmückt haben für diesen Ball, und woher der Ausdruck befriedigten Stolzes, der diesen Abend in Ihren schönen Zügen wohnt, wenn nicht —

Ernst verbeugte und empfahl sich. Cornelia biß sich in die Lippen.

Ihr Tänzer, der durch diesen Nebenweg des Gesprächs aus seiner Gesprächs-Chaussee geworfen war, war verlegen, räusperte sich etliche Mal, versuchte auf, in das alte Gespräch wieder zurüzukommen, sprach noch etwas über die Musik, sagte einige Trivialitäten über Strauß, nnd führte endlich seine einsilbige Tänzerin zu ihrem Sitze zurück. Nachdem er dieses Geschäft mit möglichster Grazie vollendet hatte, rückte er seine Cravatte zurecht, seine Physignomie nahm einen stolz- ernst- diplomatischen Charakter an, und mit gravitätischen Schritten ging er zu seiner Gesellschaft zurück.

Dort angelangt fragte er seine Freunde: Habt Ihr gesehen, mit wem ich jetzt getanzt habe?

Nun?

Mit der reizenden Cornelia. Sie ist sehr geistreich. Ich sage euch, wir haben uns göttlich unterhalten. —

An dem Buffet, wo die schöne Limonadiere die Gäste

mit Unterhaltung und Süßigkeiten bediente, saß Theodor. Der hübsche Mann, der die Zeitung durchstudierte, als ob er, wie die Cabbalisten bei der Bibel, aus jedem Buchstaben einen geheimen Sinn enträthseln wollte, der manchmal aufsprang, manchmal mit sich selber sprach, und dabei ein Glas Punsch nach dem andern leerte, war schon längst der Alles beachtenden Comtoir-Dame aufgefallen. Als er nun sein Glas aufs neue füllen lassen wollte, und deswegen einen Kellner rief, bemühte sich die Neugierige selbst zu ihm hin. Sie tanzen nicht mein Herr? Sie sind nicht vergnügt?

Theodor wachte aus seinen Träumereien auf, sah sie fragend flüchtig an, ließ den Kopf wieder fallen, und antwortete: Nein.

Die Eitelkeit der Dame war gereizt. So schnöde war die stets Bekomplimentirte noch nie abgewiesen worden. Sie rückte ihre Halskrause zurecht, und sagte etwas gespreizt empfindlich:

Es scheint, Sie haben keinen Gefallen an schönen Frauen?

Diese Frage war doch etwas zu herausfordernd für den Träumerischen. Er blickte diesmal aufmerksamer auf, sah sich das Daemchen an, und erwiederte lächelnd: Es kömmt darauf an.

Nun entspann sich ein Wortkampf zwischen den beiden Leutchen. Der schüchterne Theodor, dem der Punsch Muth eingehaucht hatte, betrug sich freier und fesselloser wie gewöhnlich, und die Limonadiere, bald zutraulich, bald zurückstoßend, trieb mit dem glühenden Theodor ein schlau berechnetes Spiel ihrer Koketterie. Ernst, der dazu gekommen, und unbemerkt eine Weile dem Dialoge zugehört hatte, klopfte endlich dem Freunde auf die Schultern und fragte:

Soll ich?

Du sollst. Sie muß. — Wird sie?

Ernst zuckte mit den Schultern. — Vielleicht.

Die Freunde entfernten sich, und die Limonadiere schaute ihnen neugierig nach.

V.

Die vornehme Welt soupirte. Da saßen sie die schön geputzten Herren und Damen in bunter Reihe neben einander.

Die Frauen waren in seltsamer Stimmung. Halb abgespannt, halb aufgeregt, konnten sie das Gewebe der Conversation nicht so gleichmäßig fortweben wie gewöhnlich, und die kecker gewordenen Herren versuchten es manchmal, dem Gewebe den schimmernd grellen Faden eines freiern Wortes durchzuschießen. Wirklich, die Frauen konnten ihre Gemüthsstimmung nicht recht begreifen. In dem Kopfe summten Accorden - Nachklänge der Straußischen Melodien, die sich bis ins Herz hinunter stahlen, und wie der Ton der Zaubergeige aus dem Venusberge sie berauschten. Nur hie und da schlüpfte, man wußte nicht kam er aus dem Herzen oder aus dem Kopfe, ein Gedanke heraus, der aber so keck war, so wenig für die engbegrenzte Frauensphäre passend, daß er, erschrocken über sich selber, nicht wußte, was er mit sich anfangen sollte uud sich rasch wieder niedertauchte. Andere Gedanken, die in ihnen aufstiegen, waren eigentlich gar keine Gedanken, sondern nur Empfindungen, die den Mantel des Verstandes umgeworfen hatten, sie waren gar weich, und mild, und sanft, wie die Töne, die ihre Gebieterin umschwebten. Die Conversation selbst, hätte freilich nur wenig durchblicken lassen von diesem innern Treiben, würden nicht das Auge und der Mundwinkel, diese bei-

den Geist- und Gemüths-Thermometer, hie und da Kunde davon gegeben haben.

Cornelia verstand und beherrschte sich besser. Auch war sie nicht so vergnügt, wie ihre Mitschwestern. Sie ärgerte sich immer noch über die Antwort von Ernst. Daß er ihr klar ausgesprochen hatte, was sie sich selbst nicht gestehen wollte, konnte ein Sinn, wie der Corneliens, nicht leicht vergeben. Sie mußte sich rächen an ihm. Eben nahm er neben ihr Platz. Sonst wäre ihr dieses unangenehm gewesen, jetzt kam es ihr gelegen, denn das gab Gelegenheit zur Rache. Sie plauderten.

Cornelia faßte ein Glas Champagner und trank.

Ernst lächelte.

Warum lachen Sie?

Wären sie eine Dame von dem Genre, wie die Mehrzahl, ich würde es nicht wagen, Ihnen die Ursache davon zu nennen.

Zuckerbrod und Peitsche, trefflich geantwortet mein Herr! zuerst sagen Sie mir Komplimente und dann reizen Sie meine Neugierde. Sie wollen sich über mich lustig machen.

Wenn Sie mir Ihren Verstand dazu herleihen wollen, mit Vergnügen. Wenigstens wäre es besser, als über ihre Grausamkeit zu weinen.

Redensarten, sagen Sie mir, warum haben Sie gelächelt?

Weil ich glaube, daß Sie — Sie verzeihen, mein Fräulein, wenn ich den Ausdruck nicht fein genug geben kann, daß Sie — einen Theil Ihrer Heiterkeit aus dem Lebensborne des Trankes geschöpft haben, an dem Sie freilich eben nur nipften. —

Cornelia lächelte nun selber. — Und warum haben Sie geglaubt, daß mich das beleidigen könnte? —

Weil das fade Frauen-Mittelgut, in dem Glauben

eines Mannes, daß es im Stande sey, sich aus der engen Gewohnheitssphäre zu erheben, Beleidigung sieht und einen so geäußerten Glauben nimmermehr verzeihen würde.

Die Frau hat Unrecht, wenn sie sich über ihre Sphäre erheben will, erwiederte Cornelia.

Und warum das? —

Weil wir Frauen Geschöpfe der Meinung sind. — Nehmen Sie uns den Nimbus, den der Ruf um uns gehüllt hat, und wir halten uns selbst für entwürdigt.

Ich hätte nicht geglaubt, daß Cornelia so schwach wäre.

Ich muß stark sein, mein Herr, da ich Ihrer Antwort nicht den verdienten Zorn entgegen setze.

Ernst sah auf seinen Teller und schwieg. Nach einer Weile fing er wieder an: Cornelia! Haben Sie Muth? —

Unleidlicher Frager! Ja.

Sie haben ihn nicht, Fräulein, da Sie sich nicht über die Meinung erheben können. Sie verkennen Ihr Geschlecht, verkennen Ihren eigenen Werth und übersehen den hohen Werth der Schönheit.

Wie meinen Sie das?

Wenn die Frau eine Sclavin der Meinung sein soll, so ist sie eine schwache Pflanze von dem leichtesten Windstoße zu Boden geworfen; sie besitzt dann gar keine Kraft von innen, die sie aufrichten und erhalten könnte; sie wäre dann eine hilflose elende Ranke, die nie selbstständig bestehen könnte und immer des stützenden Stabes bedürfte.

Cornelia warf dem Sprecher ein Paar unmuthige Augen zu. Ich trotze der Meinung. —

Fräulein, man belauscht uns, sprechen Sie leiser.

Cornelia sah sich erschrocken um.

Ernst antwortete stechend: Ihr Trotz, Fräulein, gegen die Welt, ist doch nicht so groß, denn sonst hätten Sie Sich wohl nicht gefürchtet, belauscht zu werden.

Cornelia wußte nicht, ob sie lächeln oder unmuthig sein sollte. Wohlan! ich lasse es auf die Probe ankommen.

Wenn ich Sie beim Wort hielte?

Thun Sie das.

Nun denn, in Gottes Namen. Fräulein würden Sie es wagen, sich meiner Leitung anzuvertrauen, mir bei Nacht und Nebel zu folgen?

Die Angeredete wurde blaß. Die hohe schlanke Gestalt stand wie versteinert bei dieser Frage, auf welche sie die Antwort schuldig blieb.

Ich lese die Antwort in Ihren Mienen Fräulein; ich entferne mich.

Bleiben Sie, preßte sie heftig heraus.

Ernsts Augen blitzten. Der schärfere Beobachter würde bemerkt haben, wie ihn eine fürchterliche Gluth durchtobte, während er scheinbar kalt und gemessen dastand.

Wenn ich mein Kammermädchen mitnehmen darf.

Wenn Sie erlauben, bitte ich eine ganze Gesellschaft lasse eine Carosse anspannen und wir haben dann den Gang bequemer.

Ernst wollte sich wieder entfernen.

Aber wozu denn? — es hat ja keinen Zweck.

Um der Sache selbst willen, Fräulein antwortete er, und setzte leicht hinwerfend hinzu. Ich habe Sie blos beim Wort nehmen wollen.

Cornelia stand unschlüßig. Sie sah ihn lange an, und maß ihn von oben nach unten. Sie schwankte. Aber —

Was aber?

Aber wenn Sie nur nicht einen gar so schlechten Ruf hätten.

Ernst zuckte die Achseln. Das ist freilich wahr. Nun denn, entscheiden Sie Sich.

Wohlan! ich gehe.

Wann?

Nach dem Cotillon.

Gut.

Ernst entfernte sich mit einer Verbeugung. Theodor ging auf ihn zu. Er begegnete Cornelien, grüßte sie leicht, ließ seine Handschuhe fallen; stotterte dabei eine Anrede, und eilte hastig und verwirrt vorüber. Die nun wieder Sieg gewohnte stolze Cornelia hielt das Taschentuch vor den Mund, um nicht laut aufzulachen.

Oben auf der den Ballsaal umkränzenden Gallerie saß Louise, und schaute auf das Gewühl der Tanzenden herunter. Sie hatte ihr Geld noch in der Tasche, das viele Geld, da sie Bernhard seit jenem Abende nicht mehr gesehen. Sie war wieder munter, denn sie hatte wieder die Hoffnung gefunden, die ihrer Phantasie Flügel gegeben hatte, mit welchen sie in den aufgehenden Tag ihres Glückes einzuflattern gedachte. Wie sich da unten Alles drehte in den köstlichsten Gewändern, wie sie leicht hinflogen bei der lockenden Musik, wie sie konversirten und tändelten, das Alles zog, wie ein Zukunftbild vor den Augen des Kammermädchens vorüber. Sie hatte ja Geld und also auch Bernhard, und bald, so träumte sie weiter, wird auch sie in glänzenden Gewändern Bälle besuchen, tanzen, conversiren und coquettiren wie die da unten. Alles zog sie an aus diesem vornehmen Zirkel. Jeden Strahl fing sie auf von dieser Sonne, um ihn an ihren Scheitel zu heften, daß sie ihn könne nachleuchten lassen, wenn einst auch sie in solchen Sälen prangen würde. Mund und Finger von ihr waren immer beschäftigt, den lauschenden Nachbarn und Nachbarinnen die ihr bekannten Herren und Damen zu zeigen und zu

erklären; denn sie kannte ja die Mehrzahl derselben, hatte von ihrem Fräulein her sogar schon mit einigen gesprochen, und wußte von jedem etwas Anderes zu erzählen. Dieser hier mit seinem schönen Schnurrbart ist der Herr von D., erzählte sie mit wichtiger Miene einem Nachbarn, welcher nun dummneugierig den Besprochenen betrachtete; das ist der Herr von S., der einen so hübschen Backenbart hat, fuhr sie mit Professoren-Gravität in ihren Erläuterungen fort; der da, der sich so flüchtig dreht, das ist der Graf von A., der hat einmal einer Freundin von meinem Fräulein die Cour gemacht. Die dort in dem Spitzenkleide, das ist die Fräulein B. Ihre Wangenröthe ist nicht natürlich. Sie legt Rouge auf.

Wie war Louise glücklich in ihren Hoffnungen und in ihrer Wissenschaft.

Armes Mädchen!

Wer ist denn der lebhafte kleine Herr, der so viel mit Ihrem Fräulein spricht? fragte sie ein Nachbar.

Das ist ein Bürgerlicher, der Bücher schreibt. —

Ach! den kenne ich auch, sagt ein Anderer, der wohnt in unserer Gasse, ist gar ein lustiger Vogel.

Warum denn?

Nun weil er Abends oft maskirt auf den Straßen herumschleicht. Unlängst habe ich ihn aus seiner Wohnung gehen sehen; da hat er ja gar eine Livree getragen.

Louise ward aufmerksam.

Ihr Auge richtete sich starr auf den eben besprochenen Ernst. Man hätte geglaubt, sie wolle ihn mit ihren Augen durchbohren. Ernst sah zufällig hinauf. Er bemerkte sie und nickte freundlich. Dieses Lächeln! . . . . Es kam ihr so bekannt vor. Er ists! — Gott! Es ist Bernhard. — Oft schon war ihr die Aehnlichkeit Ernsts mit Bernhard aufgefallen, aber sie hatte sich nie eine Möglichkeit denken können, daß diese beiden Namen ei-

ner Person angehören könnten. Jetzt war ihr das Geheimniß schrecklich enthüllt. Sie fing an zu zittern. Sie hielt sich an der Gallerie an.

Was ist ihr denn Jungfer?

Nichts. — Sie drückte sich das Tuch vor die Augen. Sie schwankte hinaus.

Draußen an dem Portale lehnte sie sich an, und umklammerte die Säulen. Sie fing an, laut auf zu weinen. Das Geld in der Tasche pauschte. Sie nahm die Rollen aus ihrer Tasche heraus, und warf sie wie spielend in die Höhe, und fing sie wieder, und weinte und stöhnte dabei.

Als der erste Schmerz vorüber war, setzte sie sich auf die Treppe, barg ihr Haupt in ihre Schürze, und weinte still fort.

VI.

Eine hohe Fraugestalt in einen vermummenden Mantel gehüllt, eilte am Arme eines Mannes aus dem Portale des Ballhauses. Louise, die noch immer auf den steinernen Stufen vor der Thüre saß und weinte, sah das Pärchen vorübergehen. Die weibliche Neugierde, die solche Abenteuer selbst in der größten eigenen Verwirrung und Bestürzung nicht unbeachtet läßt, machte auch unser Kammermädchen aufmerksam. Sie lauschte auf die Stimmen der Redenden und sie schienen ihr bekannt; auch die Gestalten, soweit die Nacht ihre Conturen enthüllte, schienen ihr oft gesehene, wohl bekannte.

Nein, sie können es doch nicht sein; das Fräulein ist so streng und er — ach! er ist ein Verräther. — Doch der Argwohn schärfte ihre Sinne, die sich jetzt alle konzentrirten in dem einzigen des Gehörs, jetzt alle in dem einzigen des Gesichts. Doch! ja, sie sinds. Cornelia

und Bernhard. — Louise schleppte sich auf von den steinernen Stufen, sie hielt sich an den Wänden an, daß sie nicht fiel; sie schlich auf ihren Zehen, daß sie nicht bemerkt werde; sie schlich leise — leise, das sie Alles höre, sie verwünschte den Wind, der ihr die Worte entführte. Das Fräulein und Ernst! das stolze, strenge Fräulein! also sind die Vornehmen auch nicht besser, wie wir; sie geben sich nur das Ansehen, als ob sie über Alles erhaben wären; ja, ja, sie geben sich nur das Ansehen; das geputzte Fräulein! — — aber wo mag er sie nur hinführen — — es ist so finster — — die Nacht ist so dunkel. —

Weiter gings, immer weiter, durch lange, weite, finstere, öde Gassen, durch enge, öde, finstere Gäßchen.

Was mag er nur mit ihr vorhaben? will er sie entführen? Horch! horch! — was wurde da gesagt? —

Wohin noch?

Wir sind bald am Ziele.

Sie spielen den Geheimnißvollen, mein Herr!

Es gilt unsere Probe.

Cornelia ging wieder eine Weile schweigend fort.

Sie warf ihrem Begleiter einen argwöhnischen Seitenblick zu. Sie sprach mit einem Tone, der heiter klingen sollte, in dem aber Verlegenheit, Verdruß und Reue nur zu deutlich lag: Ich war eine Närrin.

Sie bereuen, Fräulein?

Wer sagt Ihnen das?

Es scheint so. Nicht wahr, setzte er mit langsam ausdrucksvollem Tone hinzu: Das Weib kann sich doch nicht ganz auf sich selbst verlassen; es gibt Momente, in welchen die Sicherste sich die Stütze eines Mannes wünscht.

Wie kommen Sie jetzt zu dieser Reflexion?

Die zitternde Cornelia in meinen Armen kann mich so fragen? —

Ich zittere nicht. Aber wie lange soll das noch dauern?

Wir sind am Ziel. —

Sie standen vor dem Kirchhofe. —

Ernst nahm den Schlüssel, um zu öffnen. Cornelia schauderte. Sie faßte sich, um kein Zeichen ihrer Unruhe und ihrer Angst zu geben. Sie ließ Ernsts Arm fahren.

Ernst öffnete langsam die Thore und sprach: Spazieren Sie voraus, mein Fräulein! — Würden wir, fuhr er halb scherzend halb ernst fort, in der Sentimentalitäts- oder Geisterperiode unserer Romantik stehen, so würde unser Hieherkommen keinen andern Zweck haben können, als hier ein feierliches Liebesbündniß abzuschließen, und die Geister der Mitternacht zu Zeugen unseres Bündnisses anzurufen.

Da wir aber in der Periode der Piquanten leben, schloß Cornelia den von ihrem Begleiter begonnenen Satz, so lachen wir darüber.

Cornelia versuchte auch zu lachen; aber es gelang ihr nicht. Es war doch gar zu schauerlich in dieser Umgebung. Alle die längst vergessen geglaubten Kirchhofs-Scenen längst gelesener Ritter- und Räubergeschichten warfen den Staub jahrelanger Vergessenheit von sich, und traten, aufgefrischt von der geschäftigen Mahlerin Furcht, lebendig vor ihre Phantasie. Der Mond, der sich hinter das Gewölke versteckt hatte, brachte wirklich eine so matte, grausige Beleuchtung hervor; die Leichensteine blickten so weiß, so fahl; der Wind sang so Grauen erregende Melodien, ach! und die Gräber! — die Kreuze! — und die in den Gräbern lagen! Die Frau, die sich eben noch so stark gewähnt, mußte alle ihre Kräfte aufbieten, um vor Furcht nicht zusammenzusinken.

Ernst sah schweigend-siegend auf die Schweigende. Seine beiden Augen erleuchtet von der Hoffnung des

Triumphes, glänzten hell in die Nacht hinaus, hell, wie die nachtfunkelnden Blicke der Katze oder der Eule.

Cornelia stand noch immer schweigend sinnend da, hart an dem Eingange des Leichenhofes. Es könnte doch wahr sein? — es könnte Geister geben, — Gespenster, die in das Gewand der Nacht gehüllt, uns umschwebten? Warum wachen diese Kindermährchen, die ich schon längst für begraben hielt in meiner Brust, so plötzlich auf? Wenn dieser Glaube uns nicht angeboren ist, warum dringt er trotz allen Sträubens meiner Philosophie, in diesem Augenblicke sich meinem Sinne auf? Jene Liebenden, die gläubig hieher gekommen, sie waren glücklich in diesem Glauben, und ich — so leer — so nackt — auf mein dürftiges Ich gestützt, — und aus ihm heraus die Fäden suchen zu wollen, an denen das Universum hängt! Arme, spekulative Gegenwart! Sie schaute um sich, gewahrte Ernst und zuckte zusammen.

Was nun? ich glaube es ist Zeit, das Maskenspiel zu enden.

Setzen Sie sich, Cornelia, bat Ernst, und wies ihr eine Steinbank auf einem Grabe an.

Das Fräulein folgte erschöpft seinem Rathe. Ernst setzte sich zu ihr hin.

Er ergriff ihre Hand. Cornelia apathisch in die Nacht hinausschauend, ließ es geschehen.

Ernst sprach: Cornelia, haben Sie nie geliebt? — Cornelia hörte ihn nicht.

Ernst fuhr fort: Fühlten Sie nie, fühlen Sie auch jetzt nicht, daß die Frau ohne Liebe ein unvollendetes Stück der Schöpfung ist? Jene Energie, mit der Sie prahlen, ist Eigensinn; denn dem Willen der Natur widerstreben, hat keinen vernünftigen Grund. Die Frau ist da, um zu lieben.

Sie werden langweilig, gehen wir.

Hören Sie Cornelia. Diese Caprice, die Sie mir folgen hieß, ist ein Zeichen Ihres starken Geistes, aber getrauen Sie Sich, beständig ohne Mannes-Stütze, consequent fest durch Leben gehen zu können? — Sie wollen keine Magd des Ehebandes sein. — Wohlan! — Sein Sie Herrin! Stellen Sie sich über die Verhältnisse; — verheimlichen Sie Ihre Verbindung.

Cornelias Wangen färbten sich mit krankhafter Röthe. Sie stand hastig auf. Gehen Sie mein Herr!

Ernst schlang seine Arme um sie, und rief: Cornelia ich liebe dich! — werde mein! —

Da riß das Mädchen ihre Arme aus der Umstrickung des Wüthenden, zog aus ihrem Busen einen Dolch, und preßte zitternd zornig die Worte hervor: also das war deine Probe, aber sieh! auch ich habe mich vorgesehen. Weg! oder so wahr du ein Schurke bist, ich steche Dich nieder.

In diesem Augenblicke stürzte Theodor hinter einem Grabsteine auf die lärmende Scene hervor.

Cornelia sah ihn geistlos an. Sie fiel in Ohnmacht.

Ernst lachte gellend laut in die Nacht hinaus, und entschwand unter den Leichensteinen.

Theodor war bei der ohnmächtigen Cornelia allein. Er war bestürzt und verdrießlich. Die ganze Scene, von der er eben Zeuge gewesen, hatte ihn erschüttert und geärgert. Was nun anfangen? Er zermarterte sich das Gehirn nach einem Weg der Rettung; der nächste Gedanke, eine Lohnkutsche zu holen, fiel ihm erst spät ein. Endlich! Er hob die ohnmächtige Cornelia in den Wagen, setzte sich selbst hinein, und eilte zu ihrer Wohnung.

Es war ihm wunderlich zu Muthe. Die Geliebte lag ihm gegenüber; sie, die so oft seine Liebe bespöttelt und verachtet hatte, lag jetzt beinahe in seinen Armen, und dennoch fühlte er darüber weder Freude noch Schmerz. Seltsam! Cornelia schien ihm in diesem Au-

genblicke gleichgültig geworden zu sein; und doch, er war begierig, ob sie ihn noch immer verachten werde, jetzt noch, nachdem sie doch glauben müsse, daß sie ihm ihre Rettung verdanke aus diesem nächtlichen Abenteuer. Das Abenteuer selbst lag wie ein tückischer Traum hinter ihm. Das Bewußtseyn, einen Antheil daran gehabt zu haben, drückte ihn schwer. Cornelia selbst sank bei ihm dadurch im Werthe, daß sie, wenn auch unbewußt, die Veranlassung dazu gegeben.

Sie aber lag noch immer ohnmächtig in der Chaise da. Ihre sonst so lebhaften Züge waren starr, das Gesicht blaß und sanft geworden.

Endlich kamen sie bei der Wohnung des Fräuleins an. Theodor erzählte der erschrockenen Dienerschaft eine gut ersonnene Lüge, ließ Cornelia auf ihr Schlafcloset bringen, und entfernte sich, um während dieser Anstalten einen Arzt zu sucheu.

Eben wollte er das Haus verlassen, als eine Dienerin ihm sagte, daß Cornelia sich zu erholen anfinge. Er folgte dem Mädchen in das Closet; Cornelia lag auf dem Sopha. Sie schlug gerade ihre Augen auf. Sie betrachtete ihn verwundert.

Sie hier, Herr Baron?

Wo war ich? — doch jetzt — ich entsinne mich. Sie setzte sich auf, und nickte gedankenvoll auf die Umgebung. Endlich sprach sie im rührend weichen Tone: Sie waren mein Retter, Baron, — — ja ja, Sie waren mein Retter. — Ich danke Ihnen. — Sie schwieg.

Ernst hat Recht gehabt, sprach sie halb zu sich selber, halb zu den Anwesenden: die Frau ist nichts ohne Mann. Theodor Sie lieben mich? Ich habe Sie oft ausgelacht. Es ist wahr, Sie sind unbeholfen — aber ehrlich. Sie blickte Theodor an. Theodor war verlegen. Theodor! ich will Sie heirathen!

Theodor blickte sie erstaunt an, riß die Thür auf, und verließ hastig, ohne eine Antwort zu geben, das Zimmer.

VII.

Das Kammermädchen hätten wir beinahe vergessen. Wir verließen es, als es dem abenteuernden Paare neugierig und eifersüchtig nachschlich, um den Zweck dieses nächtlichen Rendez-vous zu erspähen. Aber so viel es sich Mühe gab, etwas zu hören; es gelang ihm nicht. Es wand sich, immer dem Paare folgend, durch die Gaßen und Gäßchen der großen Stadt. Da beugte auf ein Mahl Cornelias Begleiter um eine Ecke, und ehe Louise nachkommen konnte, hatte sie die Verfolgten aus dem Auge verloren. Die arme Louise stand nun allein in einem unbekannten Stadttheile, und wußte nicht wohin sich wenden. Alles Unglück schien heute auf die Arme herabstürzen zu wollen. Louise fing an zu weinen; aber das Weinen half leider nichts. Louise war klug genug, das einzusehen, trocknete deshalb die Thränen von ihren Augen, und fing an, zurückzulaufen. So lief sie denn en pleine carrière, ihrem Takte, und dem guten Zufalle trauend, einige Straßen durch. Aber die Strassen wurden nicht bekannter, und ach! Louise immer müder. Neue Verlegenheit, neue Pein. Aber siehe! da glänzen Lichter aus noch erleuchtetem Hause. Horch, horch! Schallen da nicht Klänge einer Tanzmusik herüber? Es muß in der Nähe ein Wirthshaus seyn, jubelte Louise, und bekam neuen Muth und neue Kräfte.

Sie erreichte glücklich das Haus, und stieg die spärlich erleuchteten Stufen hinauf. Ein dicker Wirth, um dessen Mund Lüsternheit, in dessen Zügen Gleichgültigkeit, in dessen Blicken Habsucht, in dessen ganzer Hal-

tung Bequemlichkeit lag, sah sich das Mädchen an — Louise schrack unwillkührlich zusammen bei diesem Anblick — und öffnete die Thür. Es war, wie erwartet, ein Tanzsaal.

Wir wollen es versuchen, denselben unsern Lesern zu schildern, ihnen zuerst das Rundgemälde der Totalübersicht, und dann die einzelnen Gruppen in demselben vorüber zu führen. Der Saal ist ärmlich aber grell ausgeschmückt. Er ist nur matt beleuchtet, weil die überall brennenden Kerzen in der pestschwangern Atmosphäre ihr Licht nur spärlich ausgießen können. Staubwolken wirbeln von dem Tanzboden auf, und umwogen die Paare, die sich auf demselben herumtummeln.

Ueberall wildes bewegtes Leben und Physiognomien, die durch ihre scharf und entschieden gezeichneten Züge verrathen, daß sie der fein geglätteten Welt fern stehen.

In der Mitte des Saales das Gewirre der Tanzenden. Salonirte Bediente, die den Stolz ihrer Herrn durch Frechheit karrikiren, schwingen sich an den Armen schön ausstaffirter Kammerzofen, deren Gesicht eine barokke Mischung von Gespreiztheit und Lüsternheit. Neben diesen Paaren sind wieder andere gruppirt. Baumstarke Matrosen, in deren Mienen nichts liegt als Trotz und Unbändigkeit, in ihren Armen Geschöpfe, von deren Beschreibung wir uns unmuthig abwenden.

Aber seht! dort stehen ja auch fein geputzte Herrn mit Lorgnetten, und modernen Pantalons! Ja, doch ist ihr Putz nur für die Ferne berechnet, denn er ist ein Wrack geworden, gerettet aus dem Schiffbruche frühern Wohlstandes. Die Mienen dieser Olims-Herrn stehen mit ihren Kleidern im geraden Widerspruch. Sie zeigen Demuth, und verbergen Stolz. Diese Don Koliberados des Saales tanzen nicht. Sie schauen nur mitleidig auf die Pöbelschaar herunter, die sich so ordinär belusti-

gen kann. — Aber es gibt allerdings auch wirklich modern und fein gekleidete Herren in der Gesellschaft. Es sind das die Stammgäste des Hauses, die Herren mit den scharfen Augen und hirschledernen Handschuhen, die Meister Vidocq so gut kennt, und die unter ihren schönen Gewändern große Taschen tragen.

Im Hintergrunde des Saales endlich: schlafende Kellner; Zecher, die behaglich in das Lustgewühl hinein schauen, und dabei ihren Wein schlürfen; kosende, zankende Liebespärchen; ein paar drohende Stellungen, die eine Schlägerei entwickeln können; ein Gauner, der einem Trunkenen eine Uhr aus der Tasche zieht; genug! genug! wir haben ja so es vergessen, daß wir moderne Paradoxen schreiben, und statt dieser Alltagsschilderung etwas Piquantes hätten geben sollen, das heißt eine Schilderung, in welcher wir unser Ich zu einem Tragbalken gemacht haben würden, auf welchem der Himmel, die Erde, und die Hölle hätte ruhen müssen.

Louise trat in diesen Saal. Sie kauerte sich bescheiden in eine Ecke, und verlangte ein warmes Getränk. Die Kellnerin brachte das Verlangte.

Louise griff in ihre Tasche, aber ach! sie hatte kein Geld, als ihre Goldrollen. (Denn sie hatte ihre Banknoten heute in blankes Gold umgesetzt.) Sie zog eine Rolle heraus, suchte sie unvermerkt zu öffnen, nahm ein Goldstück, und ließ die Aufwärterin Münze herausgeben.

Aber dieser Vorfall war doch nicht so ganz unbemerkt geblieben. Einige Blicke der schön gekleideten Herren waren auf das Mädchen und ihre Rollen gefallen.

Das Orchester begann gerade von neuem zu spielen. Ehe sichs Louise versah, stand ein hübscher, junger Mann vor ihr, und verlangte einen Tanz. Ein herrlicher Backenbart, ganz à la Pologne, ein zierliches Schnurr-

bärtchen, ach allerliebst! und feine schwarze Pantalons, und eine Taille zum Küssen.

Louise war müde, sehr müde. Louise war betrübt, sehr betrübt. Allein konnte man einem so schmucken Herrn einen Tanz abschlagen? — Gewiß nicht. — Das wäre himmelschreiendes Unrecht.

Einige Takte der freilich etwas grellen Orchestertöne, einige Schmeicheleien des Tänzers, dazu der berauschende Walzer, und Louise war wie umgewandelt. Kein Schmerz mehr, keine Müdigkeit mehr. Lust, nur ungebundene Lust! O das Tanzen ist göttlich schön.

Aber der Tanz endete.

Der Herr führt Louise zu ihrem Platze. Er unterhält sich mit ihr, wie mit einer großen Dame. Er ist so fein, so galant; die jungen Herren, die ihre Gebieterin besuchten, konnten nicht feiner sein.

Man sprach allerlei. Louise erzählte ihren Unfall. Der Herr war ganz Ohr, ganz Mitleid. Er fragte über alle ihre Verhältnisse, nahm an Allem Antheil.

Dem Kammerzöfchen gefiel der junge Mann.

Freilich Bernhard. Aber Bernhard ist ja ein Treuloser, er heißt ja eigentlich Ernst. Ist er treulos, brauche ich auch nicht mehr an ihn zu denken. Der junge Mann gefällt mir! Wer weiß, was das für ein vornehmer Herr ist! Er sieht gar nicht so grob aus, wie unser Eins.

So raisonnirte Louise mit sich selber.

Sie plauderte noch viel und tanzte auch noch viel mit dem schönen Herrn.

Als es Morgen war, bot er ihr seine Begleitung an, um sie nach Hause zu führen.

Louise ist aber nicht nach Hause gekommen.

VIII.

Der Horizont unserer Novelle hat sich mit Wolken umhängt. Sie ist düster und trübe geworden. Wir eilen zum Schlusse.

Theodor saß zu Hause in seiner Stube, und sann über seine jüngsten Lebensereignisse nach. Er war erstaunt über sich selber, denn er war wie umgewandelt. Der Unsichere, hin und her Schwankende hatte plötzlich Festigkeit und Sicherheit gewonnen.

Seitdem er gesehen, wie Ernst mit so schlauer Berechnung einen psychologischen Calcul gezogen, dessen Resultat beinahe der Fall Cornelias geworden, hatte er einsehen lernen, daß man mit Klugheit und Menschenkenntniß die Welt täuschen und beherrschen könne, und daß auch an den glänzendsten Gestalten Mackel haften. Aber diese Erfahrung hatte ihn auch die Welt verachten gelehrt. Seinen in der Anlage festen und geraden Charakter mußten sie anneckeln diese feinen psychologischen Umgarnungen, diese Kreuzwege, die leichter zum Ziele führen, als der gerade Weg, diese Bücklige, um Herr zu werden.

Cornelia selbst war ihm gleichgültig geworden. Sie hatte es ihm ja deutlich ausgesprochen, weswegen sie sich jetzt zu ihm hingezogen fühle, und Theodor glaubte sich nicht berufen dazu, deshalb Cornelias Gatte zu werden, weil es ihr eben jetzt einfällt, eines Mannes zu bedürfen.

Dieses Raisonnement hatte er sich aber aufgedrungen, um damit die Antipathie gegen Cornelia zu überschleiern, die sich seit jenem Abende seiner bemächtigt hatte. Es ist nicht zu läugnen, sprach er zu sich selber, Cornelia hat sich ganz geändert. Statt ihres Stolzes hat sie jetzt eine beinahe die Menschenwürde verletzende Demuth angenommen; statt ihrer Strenge eine Weiche,

die Alles mit Empfindungssaiten berührt; statt ihrer Heiterkeit beständige Wehmuth; statt ihrer Spottsucht gefühlvolle Theilnahme an Allem. Das Alles ist wahr, aber ich kann nicht anders. Es ist mir unbegreiflich, woher es kömmt, aber es ist so, Cornelia ist mir unausstehlich geworden.

Die Ursache seiner plötzlicheu Neigungsveränderung ist wohl nicht so unerklärlich, als er glaubt. Seitdem Shakspeare das Charakter-Umspringen in seinen Dramen so glücklich angewendet, sind die Poeten auf dieses bequeme Mittel aufmerksam geworden, wodurch sie mit psychologischen Tiefblicken zu prahlen, und zugleich die Aufmerksamkeit des Lesers durch unerwartete Situationen zu beschäftigen vermögen, und so könnte man denn freilich auch unsern Theodor in Verdacht haben, daß er, um Interesse zu erregen, sich in dem Garderobe-Zimmer des Schicksals mit moderner Gewandtheit eine überraschende Charaktermaske geholt habe. In Theodors Charakter ist jedoch die Metamorphose sehr natürlich. Er hat ja durch die jüngsten Ereignisse Selbstständigkeit und Selbstbewußtseyn erlangt. Begreiflicher Weise konnte ihn das Selbstdenken und die Seblstständigkeit einer Frau, dasselbe, was ihm früher imponirt hatte, nun nicht mehr ansprechen. Zumal bei Cornelien, die durch diese Würde Theodor beständig an seine frühern Thorheiten kränkend erinnern mußte. — So konnte denn auch die plötzliche Veränderung in Corneliens Gesinnungen Theodors entschwundene Liebe nicht wieder erwecken.

Cornelia saß in ihrem Schlafcloset und schaute auf die Landschaft hinaus, die eben anfing sich in den grauen Schleier der Dämmerung zu hüllen. Sie war blaß geworden. Ihre Züge hatten den Ausdruck wehmuthreicher und rührender Demuth angenommen.

Sie stützte ihren Kopf auf ihre rechte Hand und be-

trachtete sinnend das abendliche Gemählde. Sie war weich und wehmüthig gestimmt. Ihre Empfindungen waren Gefühlsklänge, die langsam hinstarben mit der Dämmerung, welche eben den letzten Sonnenstrahl begrub.

Sie trocknete sich die nassen Augen, und schloß das Fenster. Sie ging eine Weile im Zimmer auf und nieder. Sie öffnete sich ihre Commode, und holte sich ihr Portefeuille. Sie blätterte darin. Die Gedanken der Vergangenheit kamen ihr wie vergilbte Blätter vor, die abgefallen waren in dem Herbste ihres Lebens; denn Cornelia, die jugendliche Cornelia fühlte es, sie stand in dem Herbste ihres Daseins. Sie war eine Jungfrau-Greisin.

Sie nahm einen Brief, und öffnete ihn. Es war jener Brief, den sie damals geschrieben hatte, als sie Selbstmörderin werden wollte. Cornelia lächelte und weinte zugleich, während sie den Brief überlas.

Gesinnungen können sich ändern mit der Zeit, hieß es darin. Ja, Cornelias Gesinnungen hatten sich in der That geändert. Damals war sie trostlos, weil die Liebe sie verfolgte, und sie die Liebe für entwürdigend hielt; jetzt ist sie trostlos, weil die Liebe sie flieht. Cornelia liebt Theodor. Sie liebt an ihm die männliche Kraft, die sie errettet hat aus jenem Abentheuer; sie liebt an ihm die umgeschminkte Wahrheit; sie liebt an ihm das stolze Verachten kleinherziger Etikettenregeln.

Cornelia legt den Brief wieder zusammen, und nimmt einen andern zur Hand.

Auch diesen öffnet sie. Sie liest. Lesen wir mit.

Hochgeschätztes Fräulein! Ich bin in Verlegenheit über die Worte, mit welchen ich einen Antrag erwiedern soll, der mich eben so freut als ehrt. Verzeihen Sie, ich kann mit der Feder nicht umgehen, noch weni-

ger mit Verstellung. Cornelia! ich schätze Sie hoch und erkenne ganz den Werth ihres Charakters, aber ich bin zu unwürdig, um mit Ihrer liebenswürdigen Hand beglückt zu werden. Gewiß, Fräulein! ich bin zu unwürdig. Nehmen Sie das nicht als Redensart. Leben Sie wohl! Verzeihen Sie mir! Theodor.

Nachdem Cornelia den Brief gelesen, und ihn langsam ruhig wieder in seine vorigen Falten gelegt hatte, setzte sie sich auf ihr Sopha, und blieb starr, die Wände betrachtend, eine Weile dort sitzen. Der Brief kam ihr wie eine Strafe wegen ihrer früheren Frivolität vor. — Strafe! — Glaubt sie denn an die Fügungen einer Vorsehung? Sie wußte es nicht. Ihr Gemüth hatte den Schlüssel zu den Tröstungen der Religion in den Irrgärten der Philosophie verloren, die sie früher durchwandelt hatte. Cornelia glich Caesars Wally. Sie hat den Schlüssel nicht mehr finden können.

Cornelia rückte den Schreibtisch zu ihrem Sopha, und schrieb folgenden Brief:

Liebe Verwandte. Dieser Brief ist mein Abschiedsgruß von Euch. Ich sterbe. Die Ursache meines Todes ist die gewonnene Ueberzeugung, daß für mich und meines Gleichen das Leben nur Unglück habe. Unglücklich die Frau, die versteht; unglücklich die Frau, die empfindet; doppelt unglücklich ich, die ich gedacht und empfunden. Lebet wohl, liebe Verwandte, und denket meiner in Frieden. Cornelia.

Cornelia hat diesen Brief gesiegelt.

Sie ist nicht mehr.

Theodor blieb ehelos. Sein ernster Geist suchte Beschäftigung, und fand sie in den Wissenschaften. Er ward ein gründlicher Gelehrter.

Der frivole Ernst kämpfte noch eine Zeit lang, bald mit mehr, bald mit weniger Glück um glänzenden Erwerb und Lebensgenuß. Einige Jahre nach dem Tode Cornelias fand er durch Louise seine Fixirung. Sie war unterdessen die Haushälterin eines reichen Mannes gewesen, der ihr sein ganzes Vermögen hinterlassen hat.

Ernst heirathete Louise. Er ward ein reicher Mann und lieh auf Pfänder.

Der Hochzeitsbitter.

Fünf Tableaux.

Du bist'ne Edelfrau;
Wenn warm gekleidet geh'n schon prächtig wäre.
Nun, der Natur thut deine Pracht nicht noth
Die kaum dich warm hält; — doch für wahre Noth
Gebt, Götter mir Geduld, Geduld thut noth
Ihr seht mich hier, 'nen armen alten Mann,
Gebeugt durch Gram und Alter zwiefach elend! —
Shakspeare.

I.

An dem äußersten Ende der Provinzialstadt M. steht ein kleines Haus.

Eine dürftige Lagerstätte, ein halbzerbrochener Spiegel, ein hölzerner Tisch, auf welchem ein großer dreieckiger Hut liegt, im Hintergrunde der Stube an einem hölzernen Hacken ein abgetragener schwarzer Frack, —

die ganze Ausstattung des einzigen wohnlichen Zimmers dieses Hauses. Auf dem Fenstergesimse liegt ein großer Blumenstrauß.

Diese Stube bewohnt ein alter Mann.

Seht ihn dort, wie er lang und hager beinahe an die Decke des Zimmers stößt. Seine Haltung ist kräftig, seine Physiognomie bedeutungsvoll. Das Alter hatte es umsonst versucht, den energischen und entschlossenen Ausdruck seiner Züge, zur Charakterlosigkeit schlaffer in einander wogender Falten umzuwandeln.

Betrachten wir ihn näher.

In seinen Blicken, die er jetzt eben durch das enge Fenster hinaus auf die Straße der Stadt richtet, wohnet Seele und Auffassung. Seinen Mund umwohnt Spott und Grimm, in rasch wechselnden Uebergängen. Alle seine Züge tragen eine Beweglichkeit an sich, die verräth, daß er seine Leidenschaften und sein Gesicht zu beherrschen versteht. Aus ihnen allen spricht viel Erlebtes, viel Unglück.

Der Mann muß Etwas erfahren haben in seinem Leben.

Er stand immer noch am Fenster, und schaute spähend hinaus, als ob er Jemand erwarte.

Endlich! rief er.

Er kehrte sich rasch um, und ging dem erwarteten Gaste entgegen. Sarkastische Freude lächelte aus den Zügen seines Gesichts.

Ein junger modisch gekleideter Mann trat ein.

Ist Alles in Bereitschaft, fragte der Alte.

Ja Alles! Das wird einen ordentlichen Spektakel geben, entgegnete der Jüngling, und schlug ein rohes, laut schallendes Gelächter auf.

Thut nichts! Was wollt Ihr dann aber mit ihr anfangen?

Ich heirathe sie, erwiederte der Jüngling, und lachte immer lauter dazu.

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

Es ist wahr ich habe Euch dazu animirt, habe an dieses Stückchen das Wenige gewagt, was ich besaß, und dennoch thut es mir leid um sie.

Der junge Mann erwiederte nichts, und ging im Zimmer auf und nieder, einen Gassenhauer vor sich hinsummend.

Der Alte betrachtete ihn staunend.

Aber sagt mir ein Mahl, wie habt Ihrs denn eigentlich angefangen, sie zu gewinnen?

Der junge Mann schien beleidigt. Was braucht man da viel Anfangens. Ich habe auch vornehme Manieren. Bin ja schon lange genug in vornehmen Häusern. Das Mädel ist von den Eltern beständig eingesperrt gehalten worden. Ein alter Baron sitzt ihr auf dem Nacken, um sie zu heirathen. Meine zuckersüßen Redensarten, meine schöne Gestalt!

Der Jüngling lächelte selbstgefällig.

Doch was erzähl' ich Euch das Alles. Ihr habt mir ja selber gesagt, wie ich es anfangen soll. Aber sagt mir, was habt denn Ihr eigentlich für einen Vortheil davon?

Der alte Mann zog seinen Mund spöttisch herab, und lächelte ein wenig. Das ist eine alte lange Geschichte. Die kann ich Euch jetzt nicht erzählen.

Der Jüngling entfernte sich.

Der Alte schaute ihm eine Weile nach.

Ich versuche es, sprach er. Verspricht mir Margaretha daß der alte Baron fortgeschickt werden soll, so vereitle ich jetzt noch den ganzen Plan. Wo nicht, so mag die Sache ihren Gang haben.

Der Alte nahm den abgetragenen schwarzen Frack

vom Hacken herunter, richtete einen Blick zum Himmel empor, und sprach zu sich selbst.

Ich wollte es wäre der heutige Tag schon vorüber. Es ist doch gräßlich, der Freudenzeiger des Schicksals seyn, und in sich den Gram und die Verzweiflung herumtragen zu müssen. So ein Hofnarr, so ein Bajazzo, dem das Lachen stehende Grimasse werden muß, und der seine Seele nicht fragen darf, ob sie weint oder jammert, — er muß lachen. Doch — auch das wird vorübergehen.

Er zog sich mürrisch den schwarzen Frack an, nahm den Blumenstrauß, der auf dem Gesimse lag, steckte ihn ins Knopfloch, und betrachtete sich im Spiegel.

So wäre denn der Narr wieder ein Mahl fertig. Es ist doch prächtig, so herumwandeln zu müssen, als Mund ihrer spießbürgerlichen Freuden, und die Gevatters-Leute die Zunge schnalzen zu machen, nach köstlichen Gelagen. — Sie sind doch noch recht dumm die Bürger dieser Stadt. — Warum haben sie mich alte Einladungskarte nicht schon längst zum Gerülle geworfen, und schaffen sich schöne, neue, lithographirte, gepreßte Einladungskarten an!

Zwar — lachte er — gepreßt bin ich auch!

Er setzte seinen großen dreieckigen Hut auf, nahm ihn aber schnell wieder herunter.

Wie hab' ich mich nur so vergessen können, meinen Hut ein Mahl aufzusetzen. Man muß ja fein höflich seyn vor dem Bürger.

Es ist dieser alte Mann der Hochzeitbitter des Städtchens.

Folgen wir ihm, wie er jetzt längs den Strassen der Stadt hingeht.

Der Mann ist wie umgewandelt. Wie freundlich-demüthig er gegen jeden ist. Selbst die Kinder auf der

Gasse grüßt er. Und gewiß versäumt er es niemals die ihm begegnenden Rathsherren und Beamten mit dem ganzen Titel zu grüßen.

Jetzt geht er vor einem großen stolzen Hause vorüber. Er grüßt freundlich hinauf. Ein leichtes Kopfnicken wird ihm als Gegengruß zu Theil. Er beißt sich in die Lippen, und spricht zu sich: das war das Haus meines Vaters!

Endlich steht er am Ziele seines Ganges vor dem Hause des reichen Bürgermeisters.

Er zieht die Klingel mit der einen Hand, und die andre drückt er gewaltig gegen sein Herz als ob er mit ihr die stürmischen Pulsschläge desselben hemmen wollte.

Die Thür geht auf.

Ein Gewirre von Bedienten empfängt ihn. Er wendet sich mit einem Bückling an einen der nächsten: Die gnädige Frau Bürgermeisterin. . . . . .

Der Laquais hört ihn nicht an, und geht vorbei.

Eine Frauenstimme ruft von ferne herüber:

Da ist Er ja. Warum hat Er denn so lange auf sich warten lassen.

Aber liebe Mamsel, ich habe es ja erst erfahren!

Ei, Er könnte schon lange da seyn. Komm Er!

Der Hochzeitsbitter steigt mit der Jungfer die prächtige Treppe hinauf. Im Antichambre verläßt sie ihn.

Wart Er einen Augenblick. Ich will es der gnädigen Frau sagen.

Während er so dasteht, tritt der Bürgermeister herein.

Der Hochzeitsbitter macht seine devote Verbeugung.

Der Bürgemeister lächelt ihn freundlich an. Ah! Er ist's. Er soll einladen auf Montag — zu meiner silbernen Hochzeit und zur Vermählung meiner Tochter.

Ganz wohl Herr Bürgermeister.

Der Bürgermeister betrachtete ihn eine Weile schweigend.

Aber Er sieht recht gut aus. Er hat sich recht gut conservirt.

So so! wie es bei armen Leuten gehen kann, geht es bei mir auch.

Der Bürgermeister betrachtete ihn noch immer. Plötzlich stieg ein spöttisches Lächeln um seine Lippen auf.

Denkt Er noch daran? jetzt werdens gerade fünf und zwanzig Jahre, daß Er zum ersten Mahle eingeladen hat.

Der Bürgermeister lachte ganz fein.

Ja vor fünf und zwanzig Jahren. Nicht wahr, Alter? Er wird wohl noch daran denken. Da hat Er Geschichten gemacht.

Er entfernte sich, immer noch lachend, aus dem Zimmer.

Elender Wicht! brummte der Hochzeitsbitter.

Das Kammermädchen kam wieder.

So. Geh' Er mit.

Sie traten in das Gemach der Bürgermeisterin. Die Tochter saß auf dem Sopha, das Haupt in das Kissen gedrückt, und schien zu weinen. Der Hochzeitsbitter schien es nicht zu gewahren, wie sich das Mädchen unbemerkt mit ihrem Taschentuch die Thränen abzutrocknen versuchte. Neben der Tochter stand die Frau Bürgermeisterin.

Geh auf dein Zimmer, sagte sie zu der Tochter. Die Putzhändlerin wird kommen und der Juwelier. Suche dir aus was dir gefällt. Spare nur nichts.

Das Mädchen entfernte sich traurig aus dem Zimmer. Die Kammerjungfer folgte ihr.

Die Bürgermeisterin ist eine stattliche Frau. Die

Spuren früherer Schönheit konnten nicht ganz aus ihrem Antlitze verwischt werden, in welchem sich stolze Härte mit trüber Melancholie seltsam vermählen.

Ah sieh! Er ist's, wendete sie sich mit vornehm-leutseeliger Miene zum Hochzeitsbitter.

Ich habe schon lange auf Ihn gewartet.

Gnädige Frau, Sie haben mich auf diese Zeit bestellt.

Schon gut! Schon gut. Er soll einladen. — Sie überreichte ihm eine lange Liste. —

Alle Leute die darauf stehen, bitte Er zur Feier der Vermählung meiner Tochter und zu unserer eigenen silbernen Hochzeit.

Die gnädige Frau feyern also Ihre silberne Hochzeit?

Ja, Adieu!

Der Hochzeitsbitter sollte sich nun empfehlen.

Aber er scheint den Wink nicht verstanden zu haben.

Adieu, lieber Mann!

Sie winkte ihm, er solle sich entfernen.

Der Hochzeitsbitter stand immer noch da.

Die Bürgermeisterin fing an zu zittern. Eine starke Röthe überzog ihr Antlitz.

Worauf wartet Er, will Er noch etwas? sagte sie so herablassend gütig als nur in ihrer Gewalt stand.

Das Gesicht des Alten hatte unterdessen die Alltagsmienen abgelegt, und einen strengen, bedeutungsvollen Ausdruck angenommen. Seinen Hut unter dem Arme, blieb er gerade, und aufrecht in dem Zimmer stehen.

Die Bürgermeisterin war sichtbar befangen bei diesem Betragen. Doch der Dame von Welt gelang es ihrer Verlegenheit Meisterin zu werden, und eine ruhige kalte Miene der inneren Unruhe vorzuheucheln.

Der Hochzeitsbitter bemerkte nichts von diesem Kampfe. Vielleicht wollte er auch nichts bemerken.

Die gnädige Frau fragte immer noch herablassend:

Aber sage Er's wenn Er noch etwas will. Ich habe noch viel zu thun.

Der alte Mann sah sie durchdringend scharf an.

Margaretha!

Die gnädige Frau konnte ihre Unruhe nicht länger beherrschen. Sie zitterte convulsivisch.

Gott Gott! gehe Er — geh! — Wenn das Einer hörte. — Ich habe so genug leiden müssen.

Margaretha denkst du noch der vergangenen Tage?

Was willst du? was will Er?

Diese Worte fielen ihr tonlos aus dem Munde.

Margaretha höre mich ruhig an.

Aber was soll's? wozu? stammelte sie.

Willst du deine Tochter auch unglücklich machen? Verkupple sie nicht an den alten Baron!

Meine Tochter wird glücklich!

Wie du.

Ich bins.

Ich weiß es. Ich habe nicht geglaubt daß man sich so ändern könne mit der Zeit — setzte er spöttisch nach einer Pause hinzu. Nun denn, so mache sie glücklich nach deinem Sinne.

Mein Mann ist Schuld.

Also hast du gar keinen Willen, gnädige Frau Bürgermeisterin, und auch kein Herz?

Die Bürgermeisterin deutete heftig auf die Thür.

Ich beschwöre dich bei unserer Vergangenheit. — Er stürzte sich ihr zu Füßen. — Verkupple deine Tochter nicht an den alten Baron!

Willst du mich unglücklich machen! Wenn das Einer sähe!

Margaretha! du bist wie die Andern geworden. Leb' wohl.

Die Bürgermeisterin wankte zum Sopha.

Als der Hochzeitsbitter an der Thüre war, empfahl er sich mit spöttisch demüthiger Verbeugung, und rief in bitter sarkastischem Tone: Ich werde Ihre Befehle ausrichten, gnädige Frau.

Gott! Gott! schluchzte sie. Aber das ist die Strafe wenn man sich mit so gemeinen Menschen — Sie zuckte zusammen. — Freilich damals habe ich anders gedacht. Wenn Einer das Gespräch belauscht hätte! Habe mir so genug Mühe geben müssen, daß ich die alte Geschichte in Vergessenheit gebracht habe.

Sie trat zum Fenster. Sie sah ihn, wie er von Haus zu Hause ging in dem abgetragenen schwarzen Fracke, mit dem dreieckigen Hute, und dem Blumenstrauß in dem Knopfloche, und sie konnte die Ideen ihrer Jugend nicht mehr begreifen.

Die stolze Frau Bürgermeisterin, sie hatte aber auch Alles was sie wünschen konnte. Reichthum, Glanz, Ehre. Und dennoch war sie nicht glücklich.

Ach! die Geschichte ihrer Jugend hat sie unglücklich gemacht.

II.

In dem äussersten Ende der Freireichsstadt M . . . lag in einem kleinen Hause, auf dürftigem Lager, ein junger Mann. Obgleich nur in ärmliche Kleider gehüllt, verrieth doch sowohl Physiognomie als Haltung die Erziehung besserer Stände.

Auf einem hölzernen Stuhle lag ein schwarzer Frack. Der junge Mann sah blaß und verstört aus. Hoch aufgeschwollene Augen, die glanzlos in die Ferne hinausschauten, ein beständiges Zucken der Gesichtsmuskeln, die in kaum merklichen Uebergängen den Ausdruck verzweifelter Apathie und ohnmächtigen Grimms annahmen.

Alles deutete auf einen fürchterlichen Kampf in seinem Innern.

Nein! rief er aus und erhob sich dabei heftig von seinem Lager, — ich kann nicht, es ist mir unmöglich! O Mutter! o Margaretha!

Er warf sich zurück auf das Lager, und schaute unverwandt in die Nacht hinaus.

Wie lange wirds noch währen, sprach er klanglos zu sich selber, und es wird Tag. O! könnte ich doch die Zeit hemmen! so zusehen müssen, wie der Zeiger immer weiter vorwärts rückt! das ist fürchterlich!

Er fuhr mit der Hand an die Stirn.

Wie sie da innen drücken und toben die Schmerzensgedanken. Wenn ich nur das Denken verlernen könnte. Es ist doch gräßlich, daß der Unglückliche auch denken, wieder kauen und immer wieder kauen muß das Elend, das ihm das Schicksal hingeworfen hat.

Ich will schlafen, will versuchen ob ich dieser Höllengedanken nicht los werden kann.

Er warf sich auf das Lager zurück.

Aber der Schlummer floh ihn.

Es geht nicht! Und wozu auch! Wozu auch überhaupt hier bleiben! Ja wenn meine Mutter nicht wäre! Nein! ich trags nicht länger, ich muß fort!

Er sprang auf, und warf den neben ihm liegenden Rock um. Er riß die Thür auf um fortzustürzen.

Da hörte er aus dem Nebenzimmer die Stimme seiner Mutter.

Eine alte Frau in abgetragenem Hauskleid kam aus dem Nebenzimmer heraus.

Er blieb stehen. Die Hände sanken ihm schlaff herunter. Der Rock, den er umgeworfen hatte, fiel auf den Boden. Ein Thränenstrom entstürzte seinen Augen.

Ach die Mutter!

Lieber Sohn wo willst du jetzt hin?

Mutter! Es ist gar zu gräßlich.

Eduard bringe deine alte Mutter nicht um!

Der Sohn bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Mutter ich kann's nicht ertragen.

Und ich? fragte die Mutter mit vorwurfsvollem Tone, was soll ich denn thun?

Ich weiß nicht, ich weiß nicht, fragen Sie mich nicht!

Der Sohn stierte sie eine Weile an.

Ich zu ihrem Hochzeitsfeste einladen? Ich habe Alles gethan! Ich war ihr Knecht, ich habe mich gedemüthigt vor ihnen, aber das thue ich nicht.

Willst du deine arme alte Mutter unglücklich machen? so geh' hin, schluchzte sie, und verlaß mich in meinem Elende.

Der Jüngling grub die Nägel vor Schmerz in seine Brust. Alle seine Muskeln zitterten.

Machen Sie mich nicht rasend! Ich bin doch auch kein Engel, ich bin doch nur ein Mensch!

Die Mutter warf sich auf einen Stuhl, und jammerte.

Der Jüngling drückte die gefalteten gepreßten Hände heftig gegen die Brust. Seine Augen starrten vorwurfsvoll zum Himmel, und er rief: Das thun müssen und nicht verzweifeln.

Mutter und Kind sahen sich schweigend an.

Endlich unterbrach die Mutter die peinliche Stille.

Lieber Sohn, thue was du willst, ich verlasse mich ganz auf deine Liebe.

Der Sohn entgegnete nichts. Die Mutter weinte leise fort.

Er setzte sich aufrecht auf einen hölzernen Schemel, und blieb so starr und kalt sitzen bis es Morgen ward.

Der gefürchtete Morgen kam. Der Sohn erhob sich ohne ein Wort zu sagen.

Er nahm die Bürste aus der Schublade des Tisches, und putzte mit wüthendem Fleiße sein schwarzes Beinkleid und seinen schwarzen Frack aus.

Die Mutter sah ihn staunend und zitternd an.

Was machst du denn da Eduard?

Mutter, reden Sie nichts! Sie sehen ja ich will —

Er bürstete fleißig fort.

Ach Gott, er wird wahnsinnig!

Ich wollt' ich wär's, entgegnete der Sohn.

Er zog hastig den Frack an, stellte sich vor den Spiegel, und beschaute sich ängstlich. Eine Feder lag noch auf dem Fracke. Er nahm sie vorsichtig weg.

Die Mutter schluchzte: Lieber Sohn du machst mir großen, großen Kummer.

Ich nicht Mutter — entgegnete ruhig Eduard, — die reichen Menschen thuns.

Ach laß sie gehn die Menschen.

Nein das will ich nicht. Könnte ich nur, ich wollte ihm schon zeigen dem alten Bürgermeister.

Du wirst doch nicht —

Einladen werd' ich, entgegnete der Sohn.

Er schwieg eine Zeit lang, dann fragte er:

Nicht wahr, ich bin recht elend?

Herzensgram vergeht schnell in der Zeit.

Wär' es Liebesgram! Aber, Mutter, der Hohn und die Kränkung. Aussprechen läßt sich's nicht. Es läßt sich nicht erzählen. Sie wissen ja schon was ich meine. Doch! — es ist Zeit!

Eduard steckte den großen Blumenstrauß in das Knopfloch, und nahm den dreieckigen Hut.

Nicht wahr, ich bin recht schön geputzt?

Er ging langsam fort.

Leise schleicht er hin durch die Straßen. Vor seinen Augen tanzen die Häuser und die Menschen herum. Die Gedanken in ihm verwirren sich, wie labyrintisch geflochtene Arabesken. Nur eines ist ihm deutlich: Einladen muß er zu ihrer Hochzeit.

Verlegen sieht er zu Boden. Er vermeidet die Blicke der Vorübergehenden, denn er glaubt Hohn auf allen Gesichtern zu lesen. So schwankt er dahin. Die Leute bleiben verwundert stehen, und sehen ihm nach.

Das ist der neue Hochzeitsbitter. Der macht aber ein kurioses Gesicht.

Kennst du ihn denn nicht, er war ja Bedienter beim Herrn Oberbürgermeister.

Er hat eine hübsche Stelle bekommen. Die mag etwas Ordentliches abwerfen.

Ja, wer den Papst zum Vetter hat, kann leicht Kardinal werden.

Die zwei Bürger lachten, und gingen auseinander.

Daheim saß die Mutter, und gab sich dem ungemessenen Schmerze hin, den sie vor den Augen des Sohnes gewaltsam hatte unterdrücken müssen. Jetzt durfte sie ihn unbemerkt ausschütten.

Die alte schwache Frau erlag unter dem Gewichte ihres Grams. Die traurigen Vorstellungen der Gegenwart bestürmten sie so heftig, daß ihre physische und psychische Kraft nicht hinreichte der Erregung Meister zu werden. Es fing vor ihren Augen an zu flimmern; ihr Bewußtseyn verließ sie.

Als der Sohn mit den Worten zurückgekehrt: Mutter es ist vollbracht, fand er sie leblos.

Er betrachtete sie mit einem langen, starren, staunenden Frageblick. Endlich kam ihm doch die Fassung. Er versuchte sie ins Leben zurückzurufen. Vergeblich.

Auch das noch, sagte er.

III.

Ja sie war schön die Tochter des Oberbürgermeisters der Freireichsstadt M.... Wenn sie des Sonntags in die Kirche ging, angethan mit dem schwer seidenen Kleide, und hinter ihr der Bediente das Gebetbuch nachtrug, blieben alle Leute auf der Straße stehen und betrachteten sie. Und in der Kirche was war da für ein Kucken und Glotzen nach dem Gitter-Stuhle der Bürgermeisterstochter. Aber keiner konnte sich rühmen von allen den schön geputzten Herren die ihr nachschlichen, je mehr als ein freundliches Wort von ihr erhalten zu haben.

Denn die Bürgermeisterstochter war stolz, und spöttelte über die zierlichen Phrasen mit welchen sie ihre Verehrer zu gewinnen suchten.

Sie ist unüberwindlich, sagten Einige, und zuckten die Achseln. Sie hat kein Herz, sagten Andere, und machten dabei eine sentimentale Grimasse.

So ungefähr sprachen sie alle die jungen Herren.

Die schöne Margaretha war allein zu Hause. Aus ihren Mienen und ganzem Benehmen errieth man, daß etwas Wichtiges sie beschäftigen müsse. Jetzt setzte sie sich. Jetzt sprang sie auf. Jetzt öffnete sie die Thür.

Erwartung und Angst sprach aus allen ihren Gesichtszügen. Gewiß! Sie harrte auf Jemand, auf Jemand der ihr theuer ist. Denn das ist die Unruhe der Liebe.

Endlich schien sie des ewigen Wartens müde zu werden. Sie setzte sich auf das Sopha, und ließ das schöne Haupt auf die Brust herniedersinken. Sie dachte nach über ihre Lage.

Wie sieht sie so bleich, so leidend aus die schöne Margaretha!

Ein innerer Gram muß an ihrer Seele nagen.

Ja in der That sie ist recht unglücklich. Sie liebt,

liebt mit der ganzen Kraft ihres energischen Herzens. Aber ihre Liebe macht sie und den Geliebten elend. Margaretha liebt unter ihrem Stande. Sie hat sich Kraft genug zugetraut die bürgerliche Gränzlinie zu überspringen, und der Welt zu trotzen. Ihre Liebe, das theuerste Kind ihrer Gemüthswelt, das sie heimlich erzogen, und ausgestattet mit den glänzendsten Farben ihrer glühenden Phantasie — sollte sie jetzt erst die Welt fragen, ob dieses Kind auch passe zu dem Sinne der Welt, ob sie es loben wolle, oder ob es ein Gräuel sey vor ihren Augen? nein sie konnte, sie wollte sie nicht fragen die Welt. Es war ihr zuwider auf die Ellenseelen ihrer Umgebung Rücksicht nehmen zu müssen.

Aber die Welt wird lachen — aber der Vater wird zürnen — mag er — mag sie — dachte Margaretha. Ich trotze ihnen. — Aber schön Gretchen hatte sich zu viel zugetraut. Sie fühlte es jetzt schon. Ihr bangte vor der Zukunft.

Die schöne Bürgermeisters-Tochter war aufgewachsen in der engsten Umgebung spiesbürgerlichen Etiketten-Tons, unter dem lächerlichsten Despotismus des Souverains eines Pygmäen-Staates, unter der Karrikatur von Diplomatie und Politik, wie sie die Geschichte der Freireichsstädte in so grellen Farben hinstellt.

Diese Verzerrungen müßten dem kräftigen Gemüthe Margarethens Widerwillen erregen. Dazu kam noch, daß sie den Voltaire und den Rousseau gelesen hatte. Es mußte so kommen, sie es verachten lernen dieses engherzige Treiben, dieses beschränkte Wesen. Wohin aber sollte sie sich flüchten, als in die Reiche der Liebe?

Die Thür öffnet sich. Margaretha springt von ihrem Sitze auf, vor Freude, vor Schrecken.

Ein junger Mann in einer Livree stürzt herein und ihr in die Arme. Sie halten sich fest umschlungen.

In der That, ein sonderbarer Anblick. Ein Laquais und die Tochter des Consul dirigens.

Gretchen machte sich los von dem Geliebten.

Eduard! sprach sie, und schlug das thränende Auge zu ihm empor. Eduard umschlang sie aufs Neue.

Theures Mädchen, rief er, wie lange habe ich auf diese Stunde ungestörten Beisammenseyns warten müssen. Jetzt habe ich dich, süße, süße Margaretha.

Er hing mit wilder Gier an ihrem Halse, und überdeckte sie mit Küssen.

Margaretha weinte und lachte in einem Nu.

Da warf zufällig einer der langen Wandspiegel in dem Gemache das Bild der Liebesgruppe zurück.

Wie vom elektrischen Schlage berührt, fuhr Eduard aus der Umarmung der Geliebten.

Ein plötzlicher Schmerz schien ihn zu durchtoben. Er warf sich auf das Sopha, sein Haupt in seine Hände verbergend.

Was hast du Eduard?

Nichts — den Rock! — den Rock!

Er zerrte gewaltig an dem bordirten Laquaien-Rock.

Geliebter! kannst du glauben, daß diese Zufälligkeit Wolken an unseren Liebeshimmel herbeiführen könnte? Sey nicht so kleinlich. Deine Margaretha lacht über diese Erbärmlichkeiten der Alltagswelt.

Eduard richtete sich hastig auf. Er schwieg. Dann sprach er, mit langsam-traurigem Tone: In unserer Liebe liegt kein Glück.

Er schwieg wieder.

Margaretha sah ihn liebevoll an.

Er schüttelte traurig-nachdenkend mit dem Kopfe.

Meinst du, ich hätte das höhnische Lächeln deines Vaters vergessen, als er mich aufnahm in sein Haus, mich, den Sohn seines Todfeindes, als er mir spottend den

Laquaien-Rock hinwarf, um damit mich und meine Mutter zu ernähren. Ach meine Mutter! — das werde ich nie vergessen.

Unsere Liebe, Eduard, wird das Alles wieder ausgleichen.

Eduard lachte.

Margaretha, hast du denn Muth genug, sie deinem Vater zu gestehen?

Sie seufzte, und antwortete nicht.

Sieh, sprach er, ich kenne die Welt. Obgleich nur Jüngling, habe ich doch schon viele bittere Erfahrungen gewonnen. Denn die Noth ist eine gute Lehrmeisterin. Ich glaube nicht an unser Glück.

Warum nicht Eduard?

Du kennst ja das Schicksal meines Vaters. Du weißt wie wir Alles verloren haben, Alles! Wer wenig mehr zu verlieren hat, hütet um desto besser das Wenige was er besitzt. Die Liebe zu dir ist Alles was mir im Elende geblieben. Da habe ich denn Tag und Nacht und Nacht und Tag alle Möglichkeiten überlegt, Alles tausend Mal durchdacht. Du kannst mir nicht werden, Margaretha. Es ist unmöglich. Gott! und wenn ich dich auch noch verliere!

Lieber Eduard!

Mädchen! weißt du was du da sagst? du sprichst zu dem Laquaien deines Vaters, der demüthig vielleicht einst hinter deinem Stuhle steht, bei dem großen Hochzeitsschmause den dein Vater den Patriziern der Stadt geben wird! O! ich kann mirs recht gut ausmalen, wie ich da hinter deinem Stuhle stehen werde, und die Liebesworte alle verstehen kann, die dir dein Bräutigam zuflüstert.

Eduard, wozu diese trüben Bilder. Was beschwörst du jetzt schon das Unglück herauf!

Ich habe es nicht erst herauf beschworen, es ist schon da.

Er trat rasch zu einem der Fenster.

Ein grinzendes Lächeln überflog seine Mienen.

Margaretha! kennst du den, der da du unten geht?

Sie trat zum Fenster.

Ach was willst du mit dem? Ich habe ja dem Vater schon erklärt, daß ich ihn nicht heirathen will.

Wirst es doch, lachte Eduard.

* * *

Hast du es gehört sprach der Oberbürgermeister zu seiner Frau — da hast du die Bescheerung.

Der Oberbürgermeister war ein dicker finsterer Mann mit einem langen Haarzopfe. Eigensinn und Hochmuth die hervorstechenden Charakterzüge seines Gesichts.

Die Frau Oberbürgermeisterin dagegen war eine hagere Frau, mit vergilbten Schönheitszügen. Bosheit und Stolz blickten aus Aug' und Mienen.

Der Herr Oberbürgermeister war nicht ausgefahren wie die Tochter gemeint hat. Der Herr Oberbürgermeister war ein gar diplomatischer Mann. Als seine Tochter den jungen Doktor der Rechte, eine sehr gute Parthie, denn der Mann ist reich und hat überdieß Hoffnung einst Consul dirigens zu werden, so entschieden ausgeschlagen hatte, wurden die Eltern aufmerksam auf ihre Tochter. Die Frau Bürgermeistertn hat gute Augen in dieser Beziehung. Das Liebespärchen war, nicht immer vorsichtig genug. Es wurde überhaupt so mancherlei belauscht. Der Bürgermeister war, wie wir erst gesagt haben, ein diplomatischer Mann, sprach darum einstens also zu seiner Frau:

Wir wollen doch sehen, ob etwas Wahres daran ist oder nicht. Wir lassen einspannen und sagen wir wollen

auf unser Gut fahren. Nachdem wir aber aus der Stadt hinausgefahren sind, steigen wir aus, und kehren zu Fuße zurück. Die Bedienten schicken wir unter einem schicklichen Vorwande fort. Die Liebe ist unvorsichtig. Sie werden sich unbemerkt glauben. Wir schleichen uns unversehens auf mein Studierstübchen neben dem Wohngemache, da können wir denn Alles hören; denn ich muß der Sache auf den Grund kommen.

Nun ist der Bürgermeister der Sache auf den Grund gekommen.

Es ist schändlich, rief die Frau Bürgermeisterin, mit einem Laquaien sich abzugeben.

Mit dem Sohne unseres Todfeindes, fügte der Bürgermeister hinzu, dessen ruhige gleichgültige Miene ganz sonderbar abstach gegen die Aufgeregtheit seiner Frau.

Aber wart! ich will sie bei den Haaren herumzerren die ungerathene Dirne, schrie die Bürgermeisterin.

Wozu das?

Was sollen wir aber denn thun?

Wir müssen die Sache wohl erwägen. Wir dürfen durchaus kein Aufsehen machen, denn sonst würden wir uns und ihr schaden. Vorerst müssen wir den Burschen aus dem Hause schaffen.

Das versteht sich, er muß heute noch fort, eiferte die Bürgermeisterin.

Laß mich ausreden, sagte der Bürgermeister. Und das Mädchen muß den Doktor heirathen.

Wenn sie will!

Der Bürgermeister lachte selbstgefällig.

Das heißt wenn ich will. Das wäre das erste Mahl, daß mir Einer den Gehorsam versagt hätte, in unserer Freireichsstadt. Ich will, und sie muß.

Er zog seine Dose heraus, und nahm eine Prise.

Er ging langsam sinnend die Hände auf den Rücken gekreuzt, eine Weile im Zimmer auf und nieder.

Jetzt hab' ich's. Die Hochzeitsbitterstelle in der Stadt ist erledigt. Der Bursche kann von seiner Mutter nicht fort. Ich geb sie ihm. Da kann er denn gleich damit anfangen zu der Hochzeit unserer Tochter einzuladen.

Nicht wahr der Plan ist gut? schmunzelte er.

Der Mann war ganz freundlich geworden wegen seines Planes.

Ja der Plan ist sehr gut, wiederholte er, und klingelte seinem Bedienten, um seine Tochter rufen zu lassen.

IV.

Es war eine stürmische Rathsversammlung. Der alte Leonhardi hatte mit unnachsichtlicher Aufrichtigkeit die Mängel in der Verwaltung des Oberbürgermeisters aufgedeckt. Er hatte gezeigt, wie unter der Tyrannei desselben die Bürger unzufrieden werden, und das Gemeinwesen Schaden leiden müsse. Er forderte Rechenschaft über die Verwaltungsgelder.

Der Oberbürgermeister war blaß geworden. Er stotterte Entschuldigungen. Man glaubte, er würde fallen. Aber er hatte Freunde, und war ein kluger Mann, der Geld springen ließ, wenn es nothwendig war.

Der Oberbürgermeister blieb.

Leonhardi wurde nicht gehört, nnd die Tyrannei bestand fort.

Seit der Zeit war der Bürgermeister der grimmigste Feind des Raths geworden. Wenn er seinen Namen hörte, schauerte er zusammen, wenn er ihn sah, wurde er bleich vor Zorn. In dem Hause des Bürgermeisters durfte der Name des Raths nicht genannt werden.

Der Bürgermeister hatte eine Tochter Margaretha, der Rath einen Sohn Eduard. Die Kinder waren früherhin Gespielen, und liebten sich.

Nach einiger Zeit starb der Rath. Nachdem die Wittwe seine Schulden gezahlt hatte, blieb ihr nichts übrig als ihr Knabe Eduard. Die Wittwe wußte in ihrem Unglücke nicht, an wen sich wenden. Sie arbeitete für die Leute, und fristete so kümmerlich ihr Leben und das Leben ihres Kindes. Aber die Frau war der vielen Arbeiten ungewohnt, und wurde bald krank.

Es war Abends, der Knabe saß bei der Mutter, und ließ sich von ihr erzählen.

Aber was hast du denn Mutter, du bist ja heute gar so traurig, fragte der Knabe.

Liebes Kind, sprach die Mutter, ich gräme mich über dich. Ich weiß nicht was aus dir werden soll.

Die Mutter fing an zu weinen, der Knabe weinte mit.

Komm, lieber Sohn, sprach sie — und ein Seufzer entquoll dabei ihrer Brust — geh' mit mir zum Herrn Oberbürgermeister, ich will ihn bitten, daß er etwas für dich thue. Vielleicht wird er dich in einer gelehrten Schule unterbringen, wo du etwas lernen kannst. Aber Eduard du mußt recht freundlich seyn, recht bitten, denn der Bürgermeister ist ein harter Mann.

Auch das noch! seufzte die Mutter — doch was thut man nicht Alles seines Kindes wegen!

Mutter und Sohn gingen nun zum Oberbürgermeister. Der Bürgermeister wollte sie zuerst nicht vorlassen. Endlich ließ er sich erweichen. Die Familie tafelte gerade, als die Wittwe mit ihrem Kinde eintrat.

Sie blieb demüthig in der Ferne stehen.

Margaretha wollte zu dem kleinen Eduard.

Bleib! rief der Bürgermeister, und aß dabei ruhig weiter.

Nachdem er fertig und die Tafel aufgehoben war, fragte er sie barsch was sie wolle.

Die Wittwe stürzte zu seinen Füßen und flehte:

Eine kleine Pension für mich und meinen Sohn, daß ich ihn standesgemäß aufziehen kann.

Standesgemäß, spöttelte der Bürgermeister, was das Bettelvolk für eine Einbildung hat.

Der Bürgermeister ließ die Frau stehen.

Ich will nichts von ihnen wissen, rief er.

Die kleine Margaretha fing an zu weinen, und bat den Vater, er möge sich doch Eduards annehmen.

Eduard weinte, und flehte knieend vor dem harten Mann.

Der harte Mann hörte nicht.

Die Bürgermeisterin sah mürrisch der ganzen Scene zu. Sie rümpfte die Nase und sagte:

Wollen denn die Leute gar nicht gehen, sie sehen ja, daß hier nichts für sie zu machen ist. Diese Zudringlichkeit! —

Ach Gott! mein Kind, mein armes Kind, schluchzte die Wittwe.

Die Bürgermeisterin sah höhnisch auf den Knaben.

Man hat einen großen Lärm aus der Schönheit dieses Knaben gemacht, wandte sie sich zu ihrem Manne, findest du das?

Es ist wirklich ein hübscher Junge, sagte der Oberbürgermeister. Er betrachtete ihn aufmerksamer.

Wie wär's, du brauchst schon lange einen Jokei?

Wir könnten doch etwas thun für die Familie. Du könntest den Jungen als Jokei annehmen. Er müßte sich recht gut in der Livree ausnehmen.

Die Wittwe war kraftlos auf einen Stuhl hingesunken.

Nun was macht Sie da? fuhr sie der Bürgermeister an. Will Sie, oder will Sie nicht? Wenn Sie sich nicht schnell entschließt, so nehme ich einen Andern.

Die Wittwe antwortete nicht.

Der junge Eduard aber wurde der Jokei der Frau Oberbürgermeisterin.

V.

Hell erleuchtet war das glänzende Haus des Bürgermeisters der Provinzialstadt M. . . . Ein Doppelfest wurde heute darin gefeiert. Die silberne Hochzeit des Elternpaares und die Hochzeit der Tochter.

Im köstlich geschmückten Festsaale saß die vornehme Gesellschaft, umstrahlt von unzähligen Lichtern, die den Glanz des Tages überboten. Aber trotz aller dieser Pracht, trotz der sichtbaren Mühe des Festgebers, überallhin Freude und Fröhlichkeit zu verbreiten, herrschte eine unheimliche Stimmung in den reich decorirten Gemächern.

Alle diese Kleinigkeiten, welche vereinigt das Resultat traulicher Heiterkeit hervorbringen, waren einzeln in der Gesellschaft vorhanden. Man scherzte, man erzählte sich Anekdoten, man neckte die Braut. Aber es war dennoch nur zu auffallend daß diese Lust der Gäste nur Höflichkeit, und nicht die Tochter des Vergnügens war. Was Wunder! Konnte denn der Anblick des alten hinfälligen Bräutigams, an der Seite der jugendlichen, trüb vor sich hinstarrenden Braut, die dem berechnenden Ehrgeize der Eltern und den Lüsten eines Greises geopfert werden sollte, Vergnügen und Freude in den Herzen der Anwesenden erwecken?

Der Bürgermeister flüsterte mit seiner Frau.

Der junge Kaufmann aus der Residenz ist nicht da?

Was soll denn auch der da thun? Zusehen wie ihm ein Anderer die Geliebte wegschnappt? entgegnete sie.

Glaubst du denn wirklich, daß sie ein Verhältniß —

Er tändelte ja den ganzen Tag um sie herum!

Das fehlte mir auch noch, ein Krämer als Schwiegersohn.

Und dabei hat er gar keinen Anstand.

Aber Louise sieht wirklich recht bleich aus, sie wird es nicht ertragen.

Das geht in einigen Tagen vorüber. Ich kenne das.

Freilich du! das war aber auch etwas ganz Anderes, — ein Bedienter!

Willst du mich denn ewig kränken mit der Geschichte, gab sie ihm zur Antwort.

So unheimlich still das Doppelfest in den glänzenden Gemächern der Herrschaft begangen wurde, so rauschend lebhaft feierte man es in dem Bedientenzimmer. Köchin, Kungfer, Laquais, Jäger und Hochzeitsbittter, alles saß da durcheinander und trank, und schwatzte, und jubelte, nnd raisonnirte dabei von der Herrschaft.

Eben kam Franz von dem Speisesaale herüber.

Nun was treiben sie drüben, fragte ein Chor Stimmen.

Das Fräulein macht ein gräuliches Gesicht, erzählte er

Es ist aber auch grausam, sagte die Jungfer. Ich sage euch, es ist herzzerreißend. So ein schönes Fräulein, und einem so elenden Kerl aufgeopfert zu werden.

Was sie sich wieder anstrengt, meinte Kaspar. Sie hält eine Predigt, wie der Pfarrer auf der Kanzel.

Die Jungfer Lise ärgerte sich über diese Rede.

Was versteht Er von den feinen Empfindungen des Herzens, Er roher ungeschlachter Mensch.

Seyd ruhig, laßt sie ausreden sagte Franz. Das hat Sie Alles von dem jungen Baron gelernt in dessen Diensten sie das vorige Jahr stand.

Jungfer Lise ward feuerroth.

Ein Lebehoch erklang von den Sälen herüber.

Jetzt bringen sie die Gesundheit des neuen Ehepaares aus.

Seid still, sprach Franz.

Hört! hört! Jetzt spricht der Bürgermeister etwas, ich kenne ihn an seiner feinen Stimme.

Mag er daran ersticken, sagte Jemand im Hintergrunde des Zimmers.

Das Bedientenvolk wendete sich um, und sah unseren Hochzeitsbitter an.

Was hast du denn wieder, Alter!

Nichts mit dir, brummte der Hochzeitsbitter.

Der Mann ist ja ganz verändert. Sonst ist er ja die Freundlichkeit selber, bemerkte Franz.

Er hat halt auch ein bischen zu viel in das Gläschen gekuckt, setzte Kaspar hinzu. Gelt Alter?

Kaspar näherte sich ihm.

Laßt mich! — bürst' Er seine Kleider aus, und und kümmer' Er sich nicht um mich.

Oho, sprach Kaspar, man meint Wunder wie vornehm Er sey, wenn Er daher spaziert mit seinen Reiherfüßen, und seinem großen Strauß, und seinem alten Ausschüsser-Hut, wie so ein Theaterprinz.

Ein allgemeines Gelächter entstand.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten, sprach der Hochzeitsbitter in sich hinein.

Uebrigens, versetzte Jungfer Lise, ist Er auch einmal Bedienter gewesen.

Da könnt ich euch Geschichten erzählen. Hört einmal.

Erzähle Sie! Erzählt, riefen Alle.

Ein Wagen rollte die Straße vorüber.

Da fahren schon Gäste fort!

Triumph, rief der Hochzeitsbitter, und stürzte ein Glas Wein hinunter.

Was hat denn der Narr heute?

Die Thüre wurde aufgerissen. Einer der aufwartenden Diener stürzte vom Saale herein.

Das Fräulein ist entflohen.

Alles sprang auf.

Was! mit wem? wie so?

Ich weiß weiter gar nichts.

Man hörte die Gäste die Stiege hinunter eilen, die Wagen vorfahren — ein Gewirre von Stimmen.

Der Bürgermeister und die Bürgermeisterin stürzten in das Bedientenzimmer, und gaben Aufträge zur Nacheile. Alles entfernte sich schleunig aus den Gemächern. Die Bürgermeisterin konnte nicht weiter. Sie ließ sich auf einen Stuhle in dem Zimmer nieder.

Margaretha! sprach eine Stimme aus dem Hintergrunde des Zimmers.

Sie fuhr zitternd auf von dem Stuhle.

Margaretha, sprach der Hochzeitsbitter der jetzt vor ihr stand, weißt du mit wem deine Tochter entflohen ist?

Nun vermuthlich mit dem jungen Kaufmann der immer um sie herum tändelte, erwiederte sie klanglos.

Nein Margaretha, entgegnete der Hochzeitsbitter. Der Kaufmann ist eigentlich kein Kaufmann, sondern ist ein Bedienter aus der Residenzstadt. Wenn ihr euch spudet, könnt ihr sie noch einholen.

Die Bürgermeisterin fiel ohnmächtig nieder in dem Bedientenzimmer.

Der Hochzeitsbitter ging langsam aufrecht aus dem Zimmer.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hänle, Siegfried,

Der moderne Liebeshof Skizzen und Novelletten

Bamberg 1839

P.o.germ. 534 sb

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110125-1